

Pharmacia

DIALOG FÜR LEBENSQUALITÄT

DER DIALOG
DER DIALOG
DER DIALOG

ZWISCHEN FORSCHUNG UND ENTWICKLUNG
ZWISCHEN ARZT UND PATIENT
MIT UND FÜR LEBEN

DAS TECHNISCHE GERÄT
DAS DIFFERENZIERTE KONZEPT
DAS PHARMAZEUTISCHE PRÄPARAT

FÜR DIE FORSCHUNG
FÜR DIE DIAGNOSE
FÜR DIE THERAPIE

DER MUT UND DIE ÜBERZEUGUNG
UNSER BEMÜHEN UM MEHR

FÜR NEUE WEGE
LEBENSQUALITÄT



PHARMACIA, 7800 FREIBURG, MUNZINGER STR. 9, TEL. 0761/49030

Vd, Hg, H, Av

Baden-Württemberg



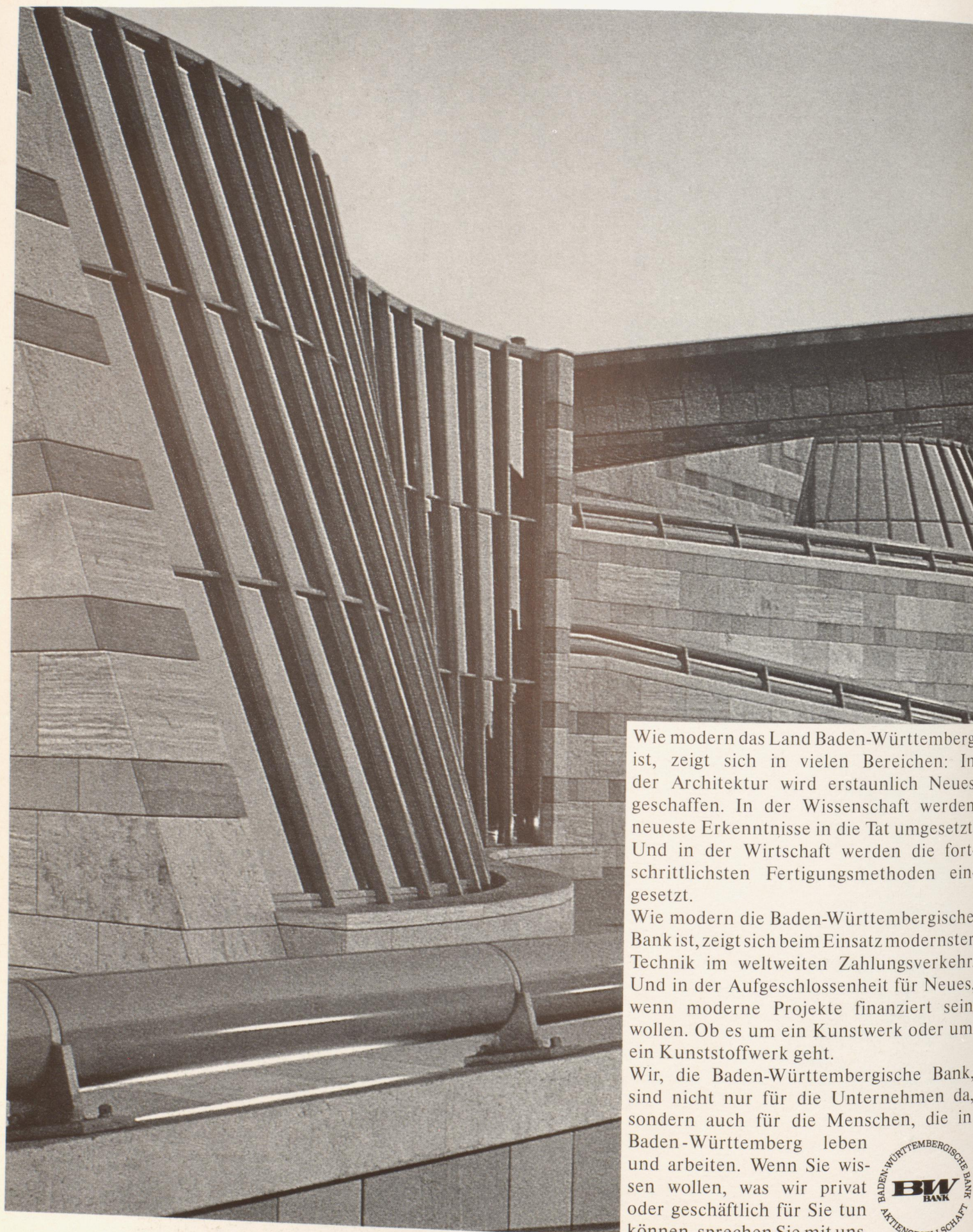
P 9814 F
Sonderheft 2
8,— DM

Württembergische
Landesbibliothek
Stuttgart



Exotische Welten
Europäische Phantasien
Baden-Württembergische Wirklichkeiten

Modern. Die Bank wie das Land.



Wie modern das Land Baden-Württemberg ist, zeigt sich in vielen Bereichen: In der Architektur wird erstaunlich Neues geschaffen. In der Wissenschaft werden neueste Erkenntnisse in die Tat umgesetzt. Und in der Wirtschaft werden die fortschrittlichsten Fertigungsmethoden eingesetzt.

Wie modern die Baden-Württembergische Bank ist, zeigt sich beim Einsatz modernster Technik im weltweiten Zahlungsverkehr. Und in der Aufgeschlossenheit für Neues, wenn moderne Projekte finanziert sein wollen. Ob es um ein Kunstwerk oder um ein Kunststoffwerk geht.

Wir, die Baden-Württembergische Bank, sind nicht nur für die Unternehmen da, sondern auch für die Menschen, die in Baden-Württemberg leben und arbeiten. Wenn Sie wissen wollen, was wir privat oder geschäftlich für Sie tun können, sprechen Sie mit uns.



Die Baden-Württembergische Bank.

Sonderheft 2

Baden-Württemberg

Die Zeitschrift für das Leben im Südwesten

34. Jahrgang

Exotische Welten Europäische Phantasien



Das Projekt beleuchtet die Sehnsüchte der Europäer nach fernen Welten in Vergangenheit und Gegenwart

Exotische Welten — Europäische Phantasien 1
Iris Lenz

Malaiendolch und China-Stühle 6
Prof. Dr. Hermann Bausinger

Ein Hauch von Exotik 12
Harald Hurst

Türken und Deutsche — Alltag in Riegel am Kaiserstuhl 16
Georg Schmidt-Abels

Zwischen Erotik und Frauenbewegung 22
Der orientalische Tanz
Martin Heinz

Von Riesengouramys und Langohrigen Elefantenspitzmäusen 29
Rainer Klütting

Die württembergische Alhambra 32
Stefan Koppelkamm

Das exotische Tier in der europäischen Kunst 38
Christiane Luz

Badische Chinesen 46
Dr. Monika Bachmayer

Ein Guru im Wunderland 48
Der Allgäuer Maler
Manfred Scharpf
Eberhard Rothermel

Markgröningens Schäfer — wo laufen sie denn? 54
Ruprecht Skasa-Weiß

Türken und Deutsche

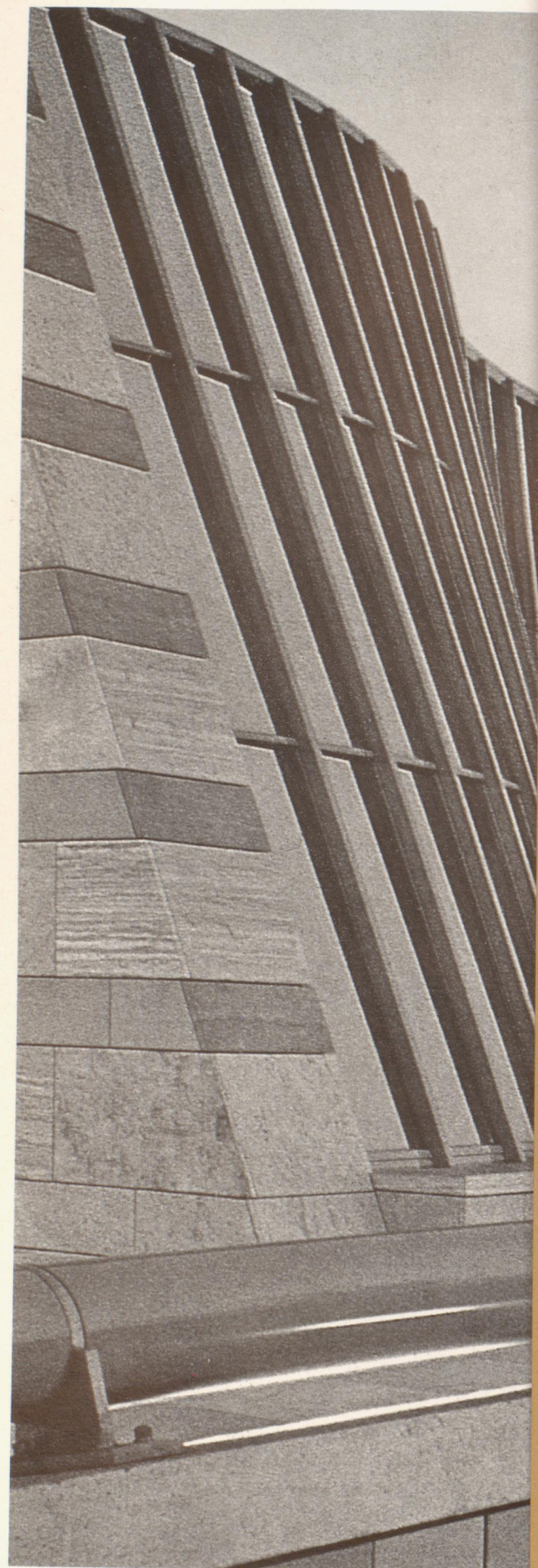


Alltagsleben in einer Landgemeinde mit seinen Strukturen, Problemen und Hoffnungen 16

Exotische Welten Europäische Phantasien



Eine Vielzahl exotischer Requisiten bietet das Gemälde *Jurien van Streeks* aus dem 17. Jahrhundert: teure Zitronen in exquisiten Gläsern, fremde Früchte und bizarres Muschelgetier, kostbare Gewebe und feinstes Porzellan und obendrein noch den lebendigen Mohren in malerischer Tracht



Herausgeber:
Dr. Eberhard Knittel

Redaktion:
Dr. Monika Bachmayer

Gestaltung:
Robert Dreikluft

Titelbild

Sechs Titelmotive der Veranstaltungsreihe „Exotische Welten — Europäische Phantasien“, Design Günther Kieser, Stuttgart.
Von oben links nach rechts: Zur Ausstellung „Exotische Architektur des 18. und 19. Jahrhunderts“ im design center; zur Ausstellung „Mythos Tahiti“ im Lindenmuseum; zur Ausstellung „Exotische Figuren und Motive im Theater“ in Kultur unterm Turm; zur Hauptausstellung „Exotische Welten — Europäische Phantasien“ im Württembergischen Kunstverein; zur Ausstellung „Das exotische Plakat“ in der Galerie der Stadt Stuttgart; zur Ausstellung „Das exotische Tier in der Europäischen Kunst“ in der Wilhelma.

Bauchtanz



Moderne weibliche Selbstfindung, gespeist aus jahrhundertalten Traditionen

22

Das Zollhaus — eine Grenzstation 60
Dorothea Kallenberg

Veranstaltungsprogramm
Exotische Welten —
Europäische Phantasien 62

Frau Buchholz im Orient 64
Julius Stinde (1897)

Fotos

Artotek J. Hinrichs, Planegg: 1; Augustinermuseum, Freiburg: 38/39 Mitte; Bad. Landesmuseum, Karlsruhe: 38 links, 41, 46/47; Bayerische Staatsgemäldesammlungen, München: 62 unten links; Brotmuseum, Ulm: 42 links; Alfred Bittner, Tübingen: 28—31; Meinhard Boberlin, Stuttgart: 60, 61; Deutsches Spielkartenmuseum, Leinfelden-Echterdingen: 42 rechts, 43; Galerie Rosengart, Luzern: 3 rechts; Galerie Michael Werner, Köln: 5; Max Galli, Vogtsburg-Oberrotweil: 16—21; Siegfried Gragnato, Stuttgart: 23, 27; Institut für Auslandsbeziehungen (Pfisterer), Stuttgart: 6/7, 9, 10/11; Nikolaus Koliuss, Stuttgart: Titel; Stefan Koppelkamm, Berlin: 32, 33, 36/37; Kunsthistorisches Museum, Wien: 40; Kupferstichkabinett der Veste Coburg: 63 oben links; Kurpfälzisches Museum, Heidelberg: 45; Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart: 62 unten Mitte; Musée de l'Affiche et de la Publicité, Paris: 22; National Museet, Kopenhagen: 62 oben rechts; Erich Planinscheck, Brixen: 62 unten rechts; Manfred Schaeffer, Karlsruhe: 12—15; Manfred Scharpf, Bad Wurzach: 51; Stadtarchiv, Stuttgart: 34/35; Staatsgalerie, Stuttgart: 2, 8, (Adriani) 44 oben, (Vogelmann) 44 unten, 62 oben links, 63 oben rechts, 63 unten; Städtische Galerie im Lenbachhaus, München: 4, 26; Thomas Stephan, Nürtingen: 48/49, 52/53; Schleswig-Holst. Landesmuseum, Schleswig: 3 links; Gerhard Tröster, Markgröningen: 54—59; Zaberndruck (Liepe), Mainz: 25.

Der Beitrag auf S. 32 wurde mit freundlicher Genehmigung dem Werk „Der imaginäre Orient, Exotische Architekturen des 18. und 19. Jahrhunderts“, Verlag Ernst & Sohn, Berlin, entnommen.



BADEN-WÜRTTEMBERG erscheint 6 × im Jahr, davon zwei Themenhefte.

Verlag und Gesamtherstellung: G. Braun (vorm. G. Braunsche Hofbuchdruckerei und Verlag) GmbH, Karl-Friedrich-Straße 14—18, Postfach 1709, 7500 Karlsruhe 1, Telefon 0721/165-0

Bezugspreis: Einzelheft DM 8,— (inkl. MwSt.) zuzügl. Porto. Jahresabonnement DM 40,80 zuzügl. DM 3,20 Porto (inkl. MwSt.)

Nachdruck und auszugsweise Wiedergabe nur mit Genehmigung des Verlags. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 9 gültig.

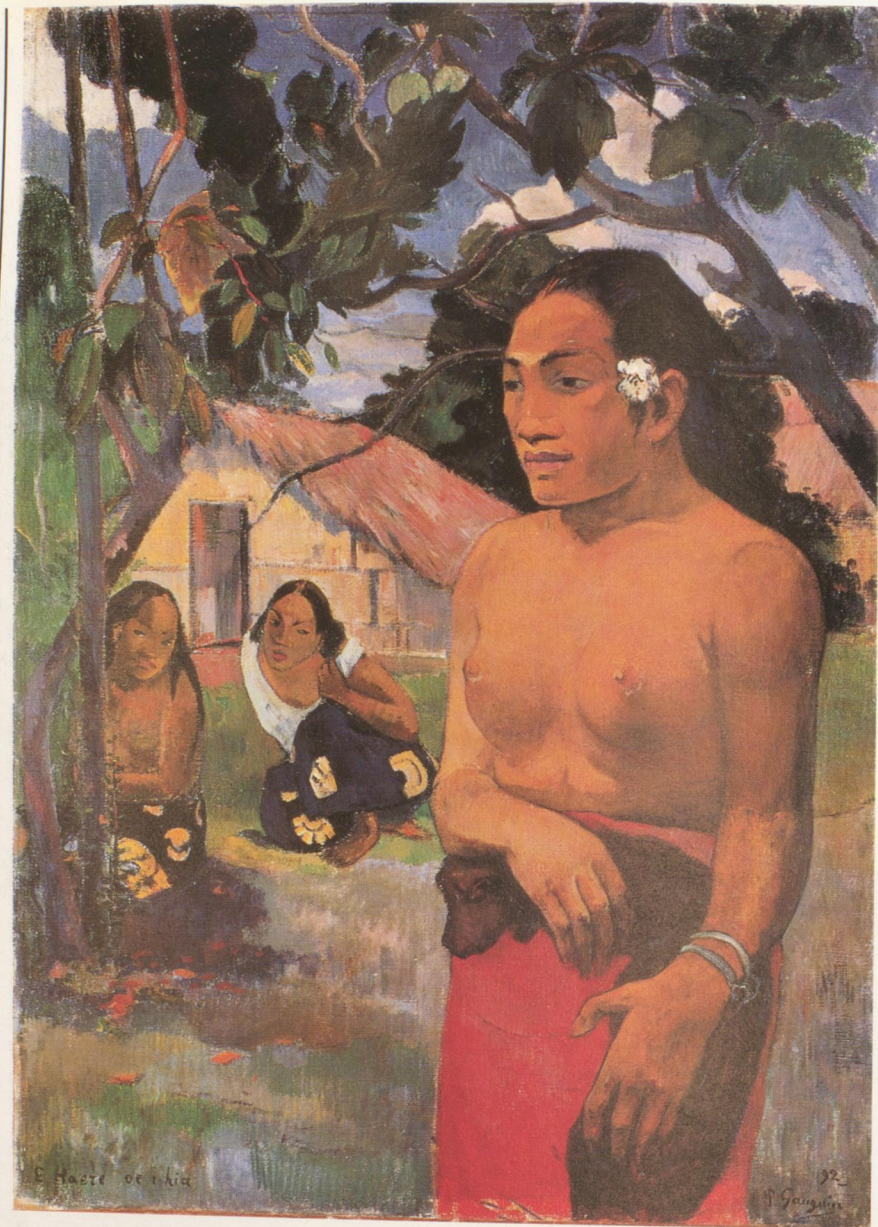
ISSN 0404-6307

Exotische Welten Europäische Phantasien



Eine Vielzahl exotischer Requisiten bietet das Gemälde *Jurien van Streeks* aus dem 17. Jahrhundert: teure Zitronen in exquisiten Gläsern, fremde Früchte und bizarres Muschelgetier, kostbare Gewebe und feinstes Porzellan und obendrein noch den lebendigen Mohren in malerischer Tracht

Der „Mythos Tahiti“, unser Bild von der Südsee wird heute noch geprägt von den Menschen Gauguins. Ölgemälde von Paul Gauguin „Wohin gehst Du?“, 1892



In Stuttgart ist für den Herbst 1987 geglückt, was bisher einzig dasteht im Kulturbetrieb einer Stadt. Eine Vielzahl von Institutionen beteiligt sich an einem gemeinsamen Veranstaltungszyklus, der unter dem Stichwort „Exotismus“ die vielfältigen Begegnungen und Beziehungen des Abendlandes mit der Fremde darstellt.

Mit zwölf Einzelausstellungen, Theater- und Musikaufführungen, Filmen, Kursen und Workshops werden die verschiedensten Aspekte des europäischen Exotismus in ihren geschichtlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Auswirkungen beleuchtet.

Die vorliegende Sondernummer der Zeitschrift Baden-Württemberg führt in die Problematik ein und läßt das Verhältnis zu fernen Welten in Ausschnitten aus Vergangenheit und Alltagsgegenwart unmittelbar lebendig werden.

Iris Lenz

Die Faszination, die von exotischen Welten ausgeht, erleben wir täglich; mehr oder weniger bewußt nehmen wir exotische Bilder und Versatzstücke, die uns in allen Bereichen begegnen, wahr und integrieren sie in unsere Alltagskultur: Leoparden setzen auf T-Shirts zum Sprung an und machen Hawaii-Hemden Konkurrenz, während Palmen einen Hauch von Südsee in jedes Wohnzimmer bringen. Die Werbung setzt exotische Klischees äußerst erfolgreich ein: wer wäre mit dem Tiger im Tank oder mit Puma an den Füßen nicht gerne schneller als die anderen? Die Tourismusbranche nimmt sich unserer Aussteigerträume vom besseren Leben — auf Zeit — im Südseeparadies an.

Die Faszination des Exotischen wirkt noch heute — trotz der völligen Erkundung der Welt. Das Exotische spricht Sehnsüchte und Träume an, sättigt unser Verlangen nach immer neuen, außergewöhnlichen Bildern und bietet Ersatzwelten für die europäische Wirklichkeit. Der Faszination des Exotischen nachzugehen, ihr Wesen vor dem Hintergrund abendländischen Sendungsbewußtseins und imperialen Anspruchs zu erfassen und die Frage nach der Haltung Europas (und das ist auch die Frage nach unserer eigenen Einstellung) zur Fremde zu stellen, ist die Absicht der Veranstaltungsreihe.

Das Exotische, Fremde, Geheimnisvolle hat seit der Antike die europäische Phantasie angeregt. Mit der Bedrohung durch das osmanische Reich und der Entdeckung der Neuen Welt sieht sich das Abendland bewußt mit fremden Kulturen konfrontiert, die Einfluß auf die europäische Kunst nehmen. In der künstlerischen Auseinandersetzung wurde und wird auch stets die europäische Haltung der jeweiligen Zeit zur fremden Kultur deutlich.

Exotica in Kunst- und Wunderkammern

Mit der Entdeckung Amerikas und mit der Gründung von Handelsniederlassungen in Afrika, Indien und Ostasien im 16. Jahrhundert gelangten Exotica in wachsender Zahl nach Europa, wo sie in Kunst- und Wunderkammern die fort-



schreitende Erkundung der Welt dokumentierten. Exotische Naturalia wie Straußeneier und Rhinoshörner wurden zu prächtigen Pokalen verarbeitet, die vom Reichtum und der Weltoffenheit des Besitzers Zeugnis ablegten. Zugleich sah sich das Abendland mit der militärischen Macht und der Kultur des osmanischen Reiches konfrontiert. Beutestücke aus den kriegerischen Auseinandersetzungen wurden als Siegestrophäen und als Belege bewunderter Kunstfertigkeit geschätzt. Bis zur Befreiungsschlacht vor Wien (1683) war das Türkenbild jedoch von Angst geprägt; erst nach Bannung der Gefahr konnte die Turquerie zur Modeerscheinung des Barock werden. Der Reiz des Fremden schlug sich nun in heiteren, spielerischen Darstellungen orientalischen Lebens nieder.

Ölgemälde „Lauriette, turban blanc“ von Henri Matisse, 1916

Bildstickerei mit „Groteskem Paar“ von Christian Rohlf, um 1908/10

Spielerische Exotismen des Barock

Reiseberichte und -illustrationen dienten den Künstlern des 17. und 18. Jahrhunderts als Inspirationsquelle für exotische Motive. Dabei machte sich das Zeitalter des Barock das Fremde in oft phantastisch übersteigerter Form zu eigen

und verwandte das Exotische, um europäische Wunschvorstellungen darzustellen. So treten uns in den Chinoiserien Motive entgegen, die von der europäischen und der chinesischen Wirklichkeit losgelöst waren: neben zierlich-surrilen chinesischen Damen waren Familienidyllen sowie Tanz- und Spielszenen besonders beliebt.

Auch der Mohr fand als possierlicher Mohrenpage in Porträts europäischer Damen und als lebendiges Exoticum in Prunkstillleben Eingang in die europäische Kunst; die

bis hin zu den Salonmalern. In den Darstellungen unberührter Landschaften, wilder Reiterkämpfe, prächtigen Interieurs und erotischer Harems- und Badeszenen spiegeln sich europäische Träume: eine im Orient angesiedelte Phantasiewelt wird der abendländischen Zivilisation, der bürgerlichen Moral und Prüderie entgegengestellt. Das Ende des Jahrhunderts kennzeichnen zwei extreme künstlerische Haltungen: Während sich Hans Makart im Wiener Atelier eine pompöse, historistisch-exotisti-

Kunsthandwerks eine wichtige Rolle. Zugleich trugen sie jedoch — wie die Völkerschauen und die Photographie — mit einer scheinbaren Objektivität dazu bei, ein eurozentrisch geprägtes Bild von fremden Ländern und Völkern zu vermitteln.

Während im Kunstgewerbe vor allem orientalische und ostasiatische Motive, Formen und Dekore nachgeahmt und variiert werden, trug die japanische Kunst, die insbesondere die impressionistischen Maler beeinflusste, zu einer Erneuerung

Die Inflation des Exotischen in der Gegenwart

Massenmedien wie Photographie, Film und Werbung tragen dazu bei, Träume in Bilder umzusetzen, die einem breiten Publikum vermittelt werden können. Gegenüber dieser Inflation exotischer Bildwelten und der Vermarktung und Trivialisierung des Exotischen versuchen zeitgenössische Künstler Spuren vergangener und uns noch immer fremd gebliebener Völker zu sichern und künstlerisch umzusetzen.



Wassily Kandinsky,
„Orientalisches“,
Öl auf Pappe, 1909

Realität der Schwarzen als Sklaven in den Kolonien war jedoch kein Motiv für die Kunst des Barock!

Exotische Fluchtwelten

Das 19. Jahrhundert war geprägt von einer Orient-Begeisterung, die mit der Eroberung Algiers (1830) durch Frankreich einsetzte. Ein nicht genau lokalisierter, imaginärer Orient beherrschte die Bildwelten der Orientalisten von Delacroix

sche Scheinwelt inszenierte, zog Paul Gauguin sich ins vermeintliche Paradies Tahiti zurück; seine Bildwelten prägen noch heute unsere Vorstellung vom Südsee-Paradies.

Verwandlung außereuropäischer Kunst

Die Weltausstellungen spielten bei der Vermittlung außereuropäischer Kunst vor allem im Bereich des



A. R. Penck, Männer II, Dispersion
auf Leinwand, 1981

der Seh- und Gestaltungsweise und zur Überwindung des Eklektizismus des 19. Jahrhunderts bei. Die Expressionisten setzten sich dagegen mit „primitiver“ Kunst aus Afrika und der Südsee auseinander und fanden — ohne den Bedeutungshintergrund ihrer meist kulturellen Vorbilder genau zu kennen — zu einer primitivistischen Formensprache und zu gänzlich neuen Ausdrucksmitteln und -werten.

Geprägt ist dieser kulturkritisch-konzeptionelle Umgang mit exotischen Welten von der Einsicht, daß die eurozentrische Aneignung fremder Kulturen ein zerstörerisches Potential in sich birgt. Daneben bleibt jedoch die Faszination, die von exotischen Welten ausgeht, bestehen: gerade neo-expressionistische Tendenzen in der zeitgenössischen Malerei lassen sich inspirieren vom Exotischen, von Farbdynamik, Wildheit und Spontaneität.

Malaiendolch und China-Stüble

Wie der Alltag exotisch und Exotik alltäglich wird



Eine überquellende Vielfalt exotischer Gegenstände gehört heute zur täglichen Umgebung von jedermann. Alltag und Exotik — das ist zunächst einmal ein Gegensatz, denn zur Exotik gehört der Charakter des Ungewöhnlichen und der Alltag verwandelt dieses Ungewöhnliche nach kurzer Zeit in Gewohnheit. Das Exotische wird alltäglich — eben dies trägt aber dann dazu bei, daß der Alltag immer exotischer wird. Probleme und Fragen dieser Wechselbeziehung werden an einer Fülle von Beispielen lebendig.

Hermann Bausinger

Seit etlichen Jahren wird in Stuttgart im Herbst das „Weindorf“ aufgebaut. Es macht seinem Namen alle Ehre, zumindest in Bezug auf den Wein, denn der wird in riesigen Mengen ausgeschenkt. Und auch die Bezeichnung Dorf ist nicht zufällig: Die Ansammlung von rasch zusammen gezimmerten kleinen Gaststuben, großen Tischen und langen Wirtshausbänken soll die Besucher ihr großstädtisches Dasein vergessen lassen, soll sie entführen in die Zeit, in der noch Ochsenfuhrwerke durch die Stadt kutschierten und der Weinbau in der ganzen Umgebung zu den wichtigsten Wirtschaftszweigen gehörte. Um eine korrekte historische Inszenierung handelt es sich freilich keineswegs, eher um den spielerischen Ausgriff in eine fremdgewordene Welt, um ein Stück „Binnenexotik“ gewissermaßen. Dazu paßt es, daß darin auch wirklich exotische Elemente ihren Platz haben: Als sich vor einem Jahr ein chinesisches Restaurant zwischen all den Verkaufsbuden präsentierte, fiel das praktisch gar nicht auf — das Lokal auf Zeit hieß bezeichnenderweise nicht „Lotosblüte“ oder „Mandaringarten“, sondern schlicht „China-Stüble“ — ein Zeichen der Eingemeindung der Exotik.

Das wäre vor wenigen Jahrzehnten wohl noch anders gewesen. Da waren die Ladengeschäfte noch ganz überwiegend mit deutscher Ware bestückt, und die Weltenbummler waren hierzulande eine kleine Minderheit, die ihre Souvenirs aus fremden Ländern wie Trophäen präsentierte. Wer dagegen heute ein Erinnerungsstück aus Bali oder Jamaica mitbringt, muß nicht nur ge-

Exotik als Spiel — das gilt für Zirkus und Volksfest, wo das Exotische aus Versatzstücken montiert und als Flitterglanz serviert wird



genwärtig sein, daß er das gleiche bei irgendwelchen Nachbarn oder Freunden antrifft — er muß oft genug auch feststellen, daß er das Stück im nächsten Kunstgewerbe-geschäft hätte kaufen können, ein wenig teurer wahrscheinlich, viel- leicht aber sogar billiger. Die Exo- tik ist, was ihr gar nicht immer gut bekommt, alltäglich geworden.

Bei Maiers zu Hause

Der Beweis kann fast in jedem Haushalt angetreten werden. Nehmen wir beispielsweise die Maiers von nebenan. Herr Maier pflegt seine Briefe mit einem malaiischen Kris zu öffnen. Er liebt den kühlen elfenbeinernen Griff, und er han- tiert gerne mit der beidseitig ge- schliffenen und leicht geschwunge- nen Klinge. Vorsichtig durch- schneidet er den Falz, und nach- dem er den Brief dem Umschlag entnommen und ihn überflogen hat, schneidet er sorgfältig die Briefmarke heraus, auf der eine brasilianische Sambatänzerin abge- bildet ist. Frau Maier, in einem wei- ten gelben Kimono, ruft zum spä- ten Frühstück. Der arabische Kaf- fee duftet, aber Herr Maier holt sich zuerst eine Mandarine aus dem mit Südfrüchten angefüllten Bast- körbchen, das am Wochenende be- reitsteht. „Und Tatjana?“ fragt er. „Taek-won-do“, sagt seine Frau. Die Auskunft genügt als Entschul- digung, denn wenn die Tochter am Nachmittag zum Wettkampf fährt, schläft sie aus. „Aber siehst du, was sie geschenkt bekommen hat“, sagt Frau Maier: „diese Protea“. Die Pflanze mit der buschigen Blüte steht auf dem Sims über der Hei- zung; sie komme sicher aus den Tropen, vermutet Frau Maier, und brauche viel Wärme, und neben dem Leguan, also neben dem Tear- rarium, sei ja noch Platz. Ähnlichkeiten mit lebenden Perso- nen sind gewollt, aber zufällig. Die Szene ist konstruiert. Sie wirkt auch konstruiert, und wir sollten uns fra- gen, woran das liegt. Die nächstlie- gende Antwort ist, daß etwas zu dick aufgetragen wurde bei diesem Arrangement von Exotik, bei dem als einheimisches, als deutsches Re- likt eigentlich nur noch der Name Maier übrigbleibt (der, beiläufig ge- sagt, von jedem Lateinlehrer als rö- mischer Import ausgewiesen wer- den kann). Aber ist diese Szene tat-

sächlich unrealistisch, sind die an- geführten Requisiten wirklich unge- wöhnlich? Wenn der Blick einmal geschärft ist, fallen uns auf Schritt und Tritt fremdländische Gegen- stände ins Auge: nicht nur die Sou- venirs im Glasschrank, auch die finnischen Hüttenschuhe, der Per- serteppich, die bemalte Teebüchse, die japanischen Perlen, die billigen Spielzeugfiguren aus Hongkong und das gestickte Tischtuch aus Ungarn — dazu im Radio ein Querschnitt durch mexikanische Folklore, und auf dem Bildschirm rüstet das „Traumschiff“ zur Aus- fahrt nach Thailand. Gut, die Szene pointiert ein wenig, aber wirklich- keitsfremd ist sie nicht — dafür ist zu viel Fremdes in der Wirklichkeit. Trotzdem wirkt die Szene kon- struiert. Sie wirkt so nicht wegen der fremdländischen Elemente, die darin vorkommen, sondern des- halb, weil auf diese Elemente ge- wissermaßen mit ausgestrecktem Zeigefinger hingewiesen wird. In aller Regel nämlich fallen sie gar nicht weiter auf. Der Alltag ist der große Gleichmacher, er ebnet ein und macht die Dinge unauffällig. Alltag und Exotik — das ist zu- nächst einmal ein Gegensatz, denn zur Exotik gehört der Charakter des Ungewöhnlichen, und der All- tag verwandelt dieses Ungewöhnli- che nach kurzer Zeit in Gewohn- heit. Das Exotische wird alltäglich — eben dies aber trägt dann dazu bei, daß der Alltag immer exoti- scher wird: es werden immer wie- der neue fremde Gegenstände bei- gebracht, das exotische Potential wird immer wieder erneuert.

Nutzlos und kostbar

Allerdings ist nicht jeder fremde Gegenstand in gleicher Weise fremd. Die exotische Anmutungs- qualität ist nicht immer die gleiche. Und nicht jeder Gegenstand geht auf die gleiche Art in neutrale All- täglichkeit über — der exotische Widerstand ist unterschiedlich. Um den Unterschieden auf die Spur zu kommen, muß man einzelne Fäden eines ganzen Netzes von Bedingun- gen und Beziehungen verfolgen. Da ist zunächst einmal die Frage des Gebrauchs. Gegenstände, die tagtäglich benützt werden, verlieren leicht ihren exotischen Anstrich. Dies gilt insbesondere dann, wenn die Nutzungsfunktion banal ist.

Finnische Hüttenschuhe sind nach kurzer Zeit in erster Linie warm und praktisch, erst in zweiter Linie sind sie finnisch und damit exo- tisch. Mit dem malaiischen Dolch als Brieföffner kann es sich anders verhalten, da er einer selteneren und bedachteren, weniger unauffäl- ligen Tätigkeit dient. Der Kimono fügt sich ein in die dicht gedrängte Auswahl im Kleiderschrank; die ja- panische Perlenkette, nur bei festli- chen Gelegenheiten getragen, be- wahrt einen Hauch von Exotik. Der persische Teppich am Boden wird zum praktischen Ausstattungs- stück, der Staubsauger, der jede Woche einmal darüber geht, saugt auch ein Stück Exotik auf. Der Ke- lim an der Wand dagegen strahlt eher Fremdheit aus, auch dann, wenn es vertraute Fremdheit ge- worden ist.

Nutzlos und kostbar — das sind Eigenschaften, die aufs Exotische zuführen; wo einheimische Gegen- stände diese Eigenschaften aufwei- sen, wirken auch sie immer schon etwas exotisch. In der Auslage eines Schmuckgeschäfts sticht das Exoti- sche oft ebensowenig hervor wie in einem Blumenladen, in dem bun- ten Arrangement von Blumen und Zierpflanzen. Gewiß, es gibt Blu- men, die auch dann, wenn sie aus dem Gewächshaus kommen, an die heimatliche Natur erinnern: Mar- geriten und Kornblumen, Schneeg- löckchen und Narzissen. Und es gibt auf der anderen Seite empfind- lich-zarte Gebilde, die offenkundig aus einer fernen, fremden Flora stammen. Aber das meiste liegt da- zwischen, und da sind fließende Übergänge: eine heimische Orchi- dee wirkt exotischer als eine be- scheidene fremdländische Zier- pflanze. Exotik ist nur teilweise eine geographische Bestimmung — es ist vor allem eine psychologische Kategorie.

Vom Reiz des Fremden

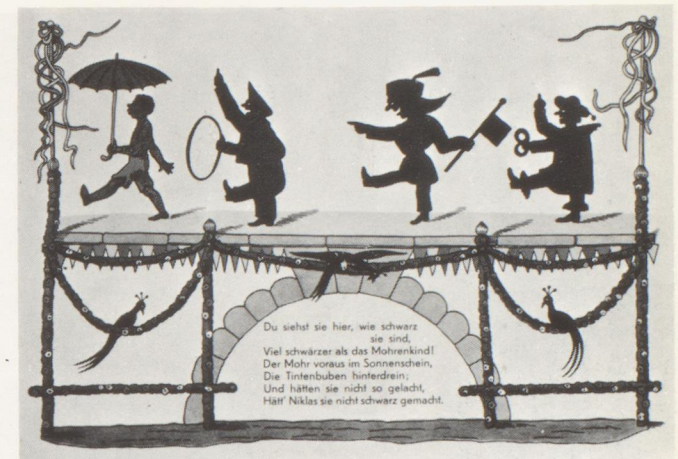
Exotik ist auch ein Ausdruck von Seltenheit. Perserteppiche sind nicht nur Stapelware im großen Ausstattungsgeschäft, sie sind auch — etwas übertreibend gesagt — in jeder zweiten Wohnung zu finden. Dies nimmt ihnen zwangsläufig et- was von ihrem exquisiten Charak- ter. Sie bleiben exotisch, solange darunter primär eine Herkunftsan- gabe verstanden wird, der Hinweis

auf hier nicht heimische Herstel- lungsarten und Stile. Aber sie ver- lieren an Fremdartigkeit und an dem von dieser Fremdartigkeit aus- gehenden Reiz. Die Werbung macht von diesem Reiz Gebrauch, wenn es um den Verkauf exotischer Waren geht; und tatsächlich greifen die Käufer — nicht nur, aber auch — zu, weil die Waren von der Aura des Fremden umgeben sind. Aber der psychologische Verschleiß ist schon eingebaut: indem die Ware gekauft und verwendet wird, ver- liert sie den Schmelz des Fernen; sie wird alltäglich und gibt die Sehnsucht frei — für die nächste Werbewelle, für den nächsten Kauf.

Das Zusammenspiel von Ferne und Nähe gehört zur Exotik, aber es de- finiert sie nur zum Teil. Die Men- schen greifen nicht nur deshalb in die Ferne aus, weil es die Ferne ist, sondern weil sie dort spezifische Anleihen machen wollen. Im indi- viduellen Verhältnis zum Exoti- schen ist dabei vieles von dem auf- gehoben, was die größere Ge- schichte der Exotik — beispiels- weise in den Künsten — bestimmt. Drei Sinnbezüge mögen herausge- stellt werden:

Ferne und Nähe

Wie das Exotische in der mittelal- terlichen Dichtung an die Geheim- nisse unverstandener Religionen und Weltanschauungen rührt, so stößt auch Alltagsexotik vor in fremde, geheimnisvolle Welten. Eine Schiwafigur mit vielen Ar- men, ein Elefant, der einen Edel- stein auf der Stirn trägt, Bildsym- bole und Zeichen auf einem Gebetsteppich — die genauere Be- deutung erschließt sich nur ganz wenigen, aber alle, die über solche Gegenstände verfügen, unterstellen einen volleren Sinn, eine tiefere, letztlich religiöse Bedeutung. Der fast fetischistische Umgang mit sol- chen Gegenständen rührt keines- wegs nur von der in den Gegen- ständen aufbewahrten Erlebnisqua- lität her — Touristen, die solche Dinge erwerben, erfahren ja durch- aus, daß es sich in vielen Fällen um gezielte kommerzielle Massenpro- duktion handelt. Aber weil die fremde Welt in ihren wesentlichen Dimensionen unverstanden bleibt, scheinen die Gegenstände etwas von deren Geheimnissen zu trans-



portieren. Dies ist eine Einschät- zung, die sich übrigens auch Aben- teurer- und Kriminalfilme zunutze machen, welche die verborgenen Handlungsfäden oft in solchen ge- heimnisvollen Gegenständen zu- sammenlaufen lassen — in einem Amulett, einem Schmuckstück, ei- nem Bildnis beispielsweise. Ein zweiter populärer Antrieb des Exotischen ist der rousseauistische, wie man ihn nennen könnte: die Ferne und das Ferne als Medium eines einfachen, im Vergleich mit den zivilisatorischen Verfeinerun- gen natürlichen Lebens. Von exoti- schen Kunstgegenständen wird im allgemeinen nicht Differenzierung und Raffinesse erwartet, sondern Simplizität; und auch die importierten Versatzstücke fremder Le- benslehren fangen die Sehnsucht nach Einfachheit und Unmittelbar- keit auf. Yoga und andere Medita- tionslehren sind Versuche, die ob- jektive Komplexität unserer Welt subjektiv zu bewältigen oder doch zu überlisten, und die Resonanz der Dritte-Welt-Läden ist nicht nur die Folge politischen Engagements, sondern auch ein Ausdruck des Strebens nach dem Natürlichen und damit Gesunden.

Nicht nur in der
Innenstadt von
Stuttgart lockt
geheimnisvolle
Fremde verführerisch
zum Kauf

Exotik als Spiel

Ein drittes Motiv des verbreiteten Exotismus ist das romantische: der Versuch, die Erfahrungsbasis zu erweitern, dem Ich neue stoffliche Reize zu vermitteln, neue sinnliche Qualitäten zu erschließen. „Lieber lebendig als normal“ ist ein Spruch jugendlicher Aussteiger. Das Nicht-Normale suchen sie nicht selten jenseits der Grenzen; dort hoffen sie Erfahrungen zu machen, die sie innerlich bereichern. Aber dies ist nicht nur ein Reise-Motiv, sondern

auch ein Kaufreiz: auch über Gegenstände kann etwas von dem die herkömmlichen Formen der eigenen Kultur Übersteigenden angeeignet werden. Wir haben es offen gelassen, ob Herr Maier den malaiischen Dolch an Ort und Stelle gekauft hat. Jedenfalls aber glaubt er über diesen Gegenstand ein anderes Gefühl, einen anderen Reiz vermittelt zu bekommen, als über jeden beliebigen anderen aus seinem eigenen kulturellen Umkreis. Der Umgang mit Exotischem kann ein ernsthafter Angriff sein, ein

Versuch, über die Begrenztheiten der eigenen Kultur hinauszukommen. Manchmal wird das Fremde dabei überfordert; seine Liebhaber und Liebhaberinnen stellen es so hoch, daß die anderen Menschen ihre Schwierigkeiten damit haben. Wer sich einseitig auf bestimmte exotische Kulturelemente konzentriert, erweckt leicht den Anschein des Sektiererischen — selbst dann, wenn es ihm gar nicht um die Übernahme irgendwelcher Glaubenslehren zu tun ist, wenn er sich vielmehr nur ästhetisch aufs

Fremde verlegt. Wer chinesische Schreibbilder oder indianische Tepiche sammelt, mag noch so sehr betonen, daß es ihm nur um das ästhetische Erlebnis geht — auf die anderen macht es den Eindruck, hier wolle sich jemand von der eigenen Kultur verabschieden und schaffe sich einen neuen, geheimnisvollen Lebensgrund. Das Exotische wird freilich nicht immer in eine seriöse Perspektive gerückt. Oft ist es ein durchaus unproblematischer, spielerischer Umgang mit dem Fremden. Exotik als

Spiel — das gilt für Zirkus und Volksfest, wo das Exotische als Flitterglanz serviert wird, als ungewöhnlicher Klang und seltsame Farbkombination. Während die Mehrzahl der Leute hier zum genießenden Publikum gehört, gibt es auch Anlässe, in denen diese Art von Exotik aktiv geschaffen wird. Wenn von der schwäbisch-alemanischen Fastnacht die Rede ist, dann denkt man zunächst einmal an die traditionellen Masken der einzelnen Orte und Regionen. Aber hier wie anderswo spielen daneben auch Phantasie-Kostüme eine Rolle — und die Phantasie hält sich nicht selten ans Exotische.

Im letzten Jahrhundert waren exotische Aufzüge auch in Fastnachts-Hochburgen wie Rottweil oder Villingen noch die Regel — „Prinz Karneval auf Weltreise“ hieß dann das Motto, oder „Der Schah von Persien kommt auf Besuch“, „Die Türken vor Wien“. Zumindest bei Kostümfesten und auf Maskenbällen hat sich dieses spielerische Zitiertum des „Fremden“ gehalten — hier sind Themen wie „Nächte auf Hawaii“, „Südseeträume“, „Indische Geheimnisse“ lebendig geblieben, und Indianer, arabische Scheichs, Mohren und Chinesen gehören noch immer zu den beliebten Kostümfiguren.

Man kann die Frage stellen, ob diese Motti und Themen nicht sehr verräterisch sind, ob es in einer Zeit intensiven Austauschs zwischen den Kulturen noch angemessen ist, auf solche Klischees zurückzugreifen, und es gibt in der Tat beachtliche Gedanken- und Geschmacklosigkeiten auf diesem Gebiet. Allerdings geht es ja in den seltensten Fällen um eine Verspottung der fremden Figuren — es geht vielmehr um eine Verwandlung auf Zeit, um den Ausbruch aus der eigenen engen Welt. Die exotischen Verkleidungen werden oft gerade deshalb gewählt, weil sie aus den Normierungen der eigenen Konvention herausführen und größere Freiheit vermitteln. Das leitende Motiv ist die spielerische Durchbrechung der üblicherweise gezogenen Grenzen, auch der geographischen, ist die auf eine kurze Zeit beschränkte Präsentation einer Gegenwelt. Exotik als Kontrastprogramm zum Alltag — dies ist, auf einen knappen Nenner gebracht, der gängigste Zusammenhang.

Bunt gemischte
Talmiexotik zaubert
greifbare Träume in
bundesdeutsche
Wohnzimmer



Ein Hauch von Exotik

Harald Hurst

„Holen Sie sich einen Hauch von Exotik in Ihr Heim...“ fordert ein Unternehmen per Kleinanzeige zum Erwerb seiner Spezialität auf: Thai-Mädchen und Philippinas, von fremdländischem Reiz, dazu asiatisch sanft, treu und problemlos. Zum Preis eines Kleinwagens können die gutsituierten Wunderland-Junggesellen, die von der Honda bis zum Pilotenschein alle käuflichen Kompensationsmöglichkeiten durchprobiert haben, nun ihre Harremsträume real werden lassen. Diejenigen Männer freilich, die sich nach Art absolutistischer Potentaten des Mädchenimports aus Fernost bedienen, um sich mit Exotik zu schmücken oder nie geahnte Sinnenfreuden zu erleben, dürften in der Minderheit sein. In der Marktlücke steht vor allem ein bodenständigeres Mannsvolk, das nicht aus Überfluß, sondern aus Mangel zugreift. Es sind Hagestolze aus ländlichen Gegenden mit schütterem Haar, Bauchansatz und regeltem Einkommen, die wie lädierte Boxer in den Seilen des Geschlechterkampfes hängen, denen die Lust vergangen ist, sich mit der knallharten, emanzipierten Damenstaffel der BRD auf einen erneuten Clinch einzulassen. Für sie besteht der Reiz des Exotischen vorrangig in den Attributen Sanftmut, Treue, Problemlosigkeit. Von den Frauen aus der Ferne versprechen sie sich familiären Lebenssinn, Rettung vor dem Versacken in der Tristesse dörflichen Stammtischdaseins.

Linda Remigio, die heute Gieser heißt, mit ihrer Tochter Eva-Kathrin. Sanft, treu und problemlos?

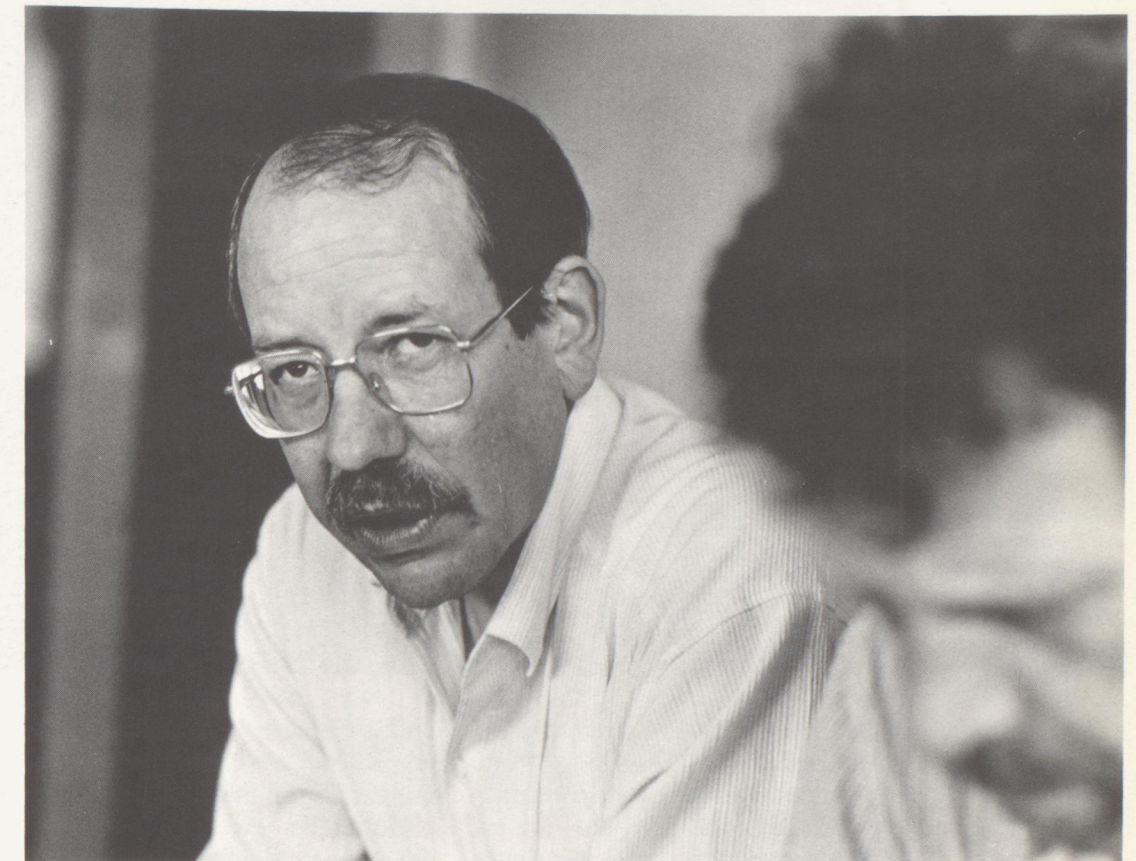
Im Madonnenland

Am verregneten Pfingstsonntag fahre ich quer durch den Kraichgau in den Odenwald, ins Madon-



Auch im hintersten Odenwald träumt jeder den Traum vom Glück auf seine eigene Weise. Sehnsüchte zu verwirklichen ist nicht jedermanns Sache; manch einer versucht es aber doch, sich selbst und seiner Umgebung zum Trotz und zum Neide: sanfte Madonnen im Madonnenlände — importiert aus Fernost — leben zwischen den Welten und sind doch hier ganz zu Hause. Verwirklichte Phantasien, was macht man damit?

nenlände, nach „Badisch Sibirien“, mitten ins beschaulich pochende Herzkammerchen badischer Provinz. Mein Ziel ist das 956-Seelen-Dorf Bödighheim, Ortsteil der Kreisstadt Buchen. Dort wohnt ein gewisser Hans Gieser, der seit gerade eineinhalb Jahren mit einer Philippina verheiratet ist. Ich will sehen, wie diese exotische Blüte aus dem tropischen Regenwald am Südostzipfel Asiens die jähe Verpflanzung in teutonischen Mischwald überstanden hat. Sinsheim, bei Obrigheim durchs Neckartal nach Mosbach, weiter Richtung Würzburg. Bewaldete Höhenzüge, liebliche Bachtäler, weites Ackerland. An Feldwegen Kruzifixe, Plakate von ins Wasser gefallenem Vereinsgrillfesten. Misthaufen vor Plastik- und Sandsteinfassaden, es riecht nach Landwirtschaft und Schweinebraten. Die Dörfer sind wie ausgestorben. Der Regen. Außerdem ist Verdauenszeit. Auf's Geratewohl biege ich vor Buchen rechts ab nach Waldhausen. Unter der niedrigen Decke im „Goldenen Stern“ sitzt eine behäbig bechernde Stammgästeschar, die mich über die Schultern mustert. Auf einer Plakette steht „BVC — Biervernichtungsclub Waldhausen“. Der dicke Jungwirt überlegt. „Nach Bödighheim? — Ah, nach Bödche!“ Meine ortsfremde Aussprache hat ihn irritiert. Bei der Kirche soll ich mich links halten. Ein Schleichweg. Er erkundigt sich, wen ich dort suche, „Kennt jemand einen Gieser Hans in Bödche?“ ruft er ins Lokal. Schweres Nachdenken, dann Kopfschütteln. Sie notieren Skatpunkte. „Wer gibt?“ Nach einigen Minuten Berg- und Talfahrt tauchen aus einem engen, üppig grünen Talgrund die Ziegeldächer von Bödighheim auf, über-



ragt vom Kirchturm und einer trutzigen Burganlage, in der sich das Reservistenheim befindet, an dessen Ausbau jener Hans Gieser, den ich besuchen will, maßgeblich beteiligt war. Der Herrgott und wehrhafte Heimatliebe, spürbar anwesende Grundwerte. Die Hasso-von-Rüdt-Straße liegt in einem Hangviertel mit Eigenheimen aus den Sechzigerjahren, Häuser ohne Bauherrenlaunen und Architektenfäxten. Aus Ziersträuchern lachen mir Gartenwichtel hinterher. Das Idyll schlägt mit einem weichen Hammer zu. Hausnummer 6. Ich läute.

Hans im Glück?

Ich sitze mit dem Hausherrn in der Polstergarnitur am Couchtisch. Wir

trinken Bier aus der Flasche. Linda Remigio, die jetzt Gieser heißt, werkt in der Küche. Es blitzt vor Sauberkeit wie im Werbefernsehen. Das Wohnzimmer wirkt so intakt deutsch, als hieße die Hausfrau Waltraud oder Christl. Auf einem Beistelltisch steht ein Bierfäßchen in Reichweite, die Ecke neben der Schrankwand mit selbstgebauter Heimorgel, Blumenvase und Hochzeitsbildern wirkt wie eine Altarnische der Familiengründung. Hier ist keine Spur fremder Kultur eingedrungen. Linda Remigio scheint sich rückstandslos in eine Bödighheimer Hausfrau namens Gieser aufgelöst zu haben. Der Eindruck perfekter Anpassung wird komisch-grotesk, als ich die Frau in der Küche vor sich hin singen höre „Ein

„Hans Gieser, fleißig, redlich, ordentlich, zuverlässig — kurz ein prima Kerl und Kumpel“

Das einzige Requisit aus Fernost im gut-deutschen Haushalt verwandelt den Hausherrn in einen freundlich lächelnden Filipino



Heller und ein Ba-hatzen, die waren beide mein, ja mein...“ Der Ehemann lacht über mein verdutztes Gesicht. Das Lied das sich gut zum gemeinsamen Brüllen eignet, war Lindas Einstieg in deutsche Sangeskultur

Vielleicht ist die Fähigkeit zur Anpassung historisches Erbgut des 54 Millionen Einwohner zählenden Inselstaates. Über drei Jahrhunderte drückte die spanische Kolonialmacht dem Archipel ihren Prägestempel auf, hinterließ ein feudales System von Großgrundbesitz und bei etwa 80% der Bevölkerung einen verwirrten, fanatischen Katholizismus. Heute trägt das von Großmachtinteressen gebeutelte Land Corazon Aquinos den Stempel Made in USA nebst Dollarzeichen und hat die Mischkultur eines amerikanischen Militärstützpunktes im Fernen Osten.

Linda erscheint mit dem elfmonatigen Töchterchen Eva-Kathrin auf dem Arm. Da weht tatsächlich ein

kräftiger Hauch Exotik ins Zimmer. Die Kleine, von hiesigen Omas garantiert als süß und goldig bejubelt, blickt mit den tiefschwarzen Augen der schönen Mama in die odenwälder Wohnstube. In diesen beiden Augenpunkten hat Mindanao über Germanien triumphiert.

Der Mann

Hans Gieser, 40 Jahre, Konstrukteur, ist der deutscheste Deutsche, den ich mir vorstellen kann — fleißig, redlich bis zur Biederkeit, ordnungsliebend, zuverlässig wie ein Volkswagen Baujahr 58, männerkameradschaftlich, bisweilen ehrlich und direkt wie ein Knüppelschlag, mißtrauisch dem Fremden gegenüber und oft allzu blauäugig aufscheinbar Vertraute setzend, dazu ein großer Freund des Gerstensafes und ein stimmgewaltiger Barde mit derb-erotischem Volksgutrepertoire. Kurzum, der Gieser Hans ist ein prima Kerl und Kumpel, aber

ein Elefant in der weiblichen Porzellanboutique. Entsprechend katastrophal sind seine vorphilippinischen Erfahrungen mit der Weiblichkeit. Nach einer schweren Krankheit, die er psychosomatisch deutet und seinem Leidensdruck zuschreibt, ist er wildentschlossen, seinem Lebenskurs einen Knick in Richtung Ehe zu geben. Lebenssinn muß her, Familie, „damit man innerlich einen Halt hat“.

Die Frau

Linda Remigio, 28 Jahre, stammt von der zweitgrößten Philippineninsel Mindanao, wo sich kommunistische und moslemische Rebellen ans Leben gehen. Der Vater ist Gefängnisaufseher, ein krisensicherer Job dortzulande, besonders zu Marcos' Regierungszeit. Sie hat vier Brüder und sechs Schwestern, von denen zwei bereits mit deutschen Männern in der Gegend verheiratet sind. Bei einer ist Linda zu Besuch,

als der Gieser Hans auf Freiersfüßen vorstellig wird und wahrscheinlich offene Türen einrennt. Ob es sofort gefunkt hat, weiß ich nicht, jedenfalls hat es funktioniert. Zwei Monate später ist Hochzeit. Derart zügige Liebesgeschichten sind, wie ich zu meinem Erstaunen erfahre, keine Seltenheit in der ländlichen Odenwaldregion, in dieser Hochburg der Marienverehrung. So ziemlich alle umliegenden Dörfer, besonders Mudau, hätten mehr und mehr exotische Eheblüten im Straßenbild. Die betreffenden Paare treffen sich zu geselligem Beisammensein und Erfahrungsaustausch. Hier, wo jeder jeden kennt, liegt die private Praxis der Weitermittlung auf der Hand. Wozu Agenturen? „Menschenhändler“, winkt Hans Gieser ab. Die Sache ist einfach. Die Ehefrauen haben reichlich Schwestern und Freundinnen, die Koffer bei Fuß auf den Philippinen stehen, der Odenwald hat reichlich in die

Jahre gekommene Junggesellen mit Torschlußpanik. Da man sich gegenseitig empfehlen kann, läuft alles wie geschmiert. Erst kürzlich hat Hans Gieser seine dritte Philippina bei einem „alten Kumpel“ unter die deutsche Haube gebracht. Leumund und soziale Stellung eines Bewerbers sind ihm wichtig. Er will sicher gehen, daß die Frauen nicht in falsche Hände kommen. Immerhin, ein feiner Zug. Für meine eigene Philippina müßte ich zirka 5000 DM anlegen, überlegt er — Flugticket, Unterkunft, Formalitäten. „E bissl was bleibt a für mich hänge“, fügt er in schöner Ehrlichkeit hinzu.

Linda hört mit angestrengtem Gesicht zu, mischt sich nie ungefragt in unsere Unterhaltung ein. Manche Fragen, die ich an sie richte, werden von ihrem Mann beantwortet. Das hat nichts mit Bevormundung zu tun, sondern mit den Sprachproblemen, die sie nach drei Volkshochschulkursen natürlich noch nicht überwunden hat. In ihrer Anfangszeit haben die beiden englisch gekauertwelscht, inzwischen unterhält sich das Ehepaar so gut es geht auf deutsch, und wo die Kommunikation hartnäckig versiegt, muß das „yellow book“ herhalten. Gieser deutet zum Regal, wo griffbereit der Langenscheidt liegt. Eva-Kathrin soll mit drei Sprachen aufwachsen, mit der deutschen natürlich, mit Englisch und Pilipino, einer Tagalog-Sprache, die neben dem Englischen seit 1946 als philippinische Amtssprache gilt. Linda lächelt skeptisch. Für Tagalog sieht sie schwarz.

Die Frage, warum Linda und ihre Schwestern ihre Heimat mit nur einem Koffer verlassen haben, um am anderen Ende der Welt in einem fremden Land mit fremder Sprache und Kultur einen Mann zu heiraten, den sie kaum kennen, ist im Grunde naiv. In einem Land, wo nach UN-Schätzungen 70 bis 80% der Menschen an der Armutsgrenze vegetieren, wo Korruption und politischer Terror an der Tagesordnung sind, wo Frauen als Arbeitskräfte und Sexualobjekte einer chauvinistischen Männergesellschaft ausgebeutet werden, sitzen heimatliche Wurzeln locker in der Erde. Um das relative Elend zu verlassen, genügt die vage Vorstellung vom relativen Paradies. Der moralische Anklagefinger ist auf jene ge-

richtet, die aus der Not Big Business machen. Es gibt zahllose Agenturen, die auf den Philippinen Reklame für den Transfer zum Garten Eden machen, der sich oft genug als sauber gefegte, einsame Hölle erweist.

So besehen, könnte Linda mit ihrem etwas knorzigem odenwälder Ehemann Glück gehabt haben. Ich suche nach einem Haar in der Suppe, werde nicht recht fündig. Ob Lindas Anpassungsgabe Mentalitätskonflikte wegpuffert? Asiatische Sanftmut? Gieser lacht mit einem Seitenblick auf seine Frau, „die kann heillos böse wer'n, wenn der was net paßt“. Heimweh vielleicht? Linda hat ihr eigenes Auto, fährt zu ihren Schwestern auf Besuch, letztes Jahr war sie mit der Kleinen auf Urlaub auf Mindanao, die Schwiegereltern sollen bald mal nach Bödighheim kommen. Der Hans hat freilich wenig Lust, der Heimat seiner Frau einen Besuch abzustatten. Ihm graut vor dem feuchtheißen Klima, dem fremdartigen Essen. Linda kocht ihm deutsch. Das haben ihr die bereits germanisierten Schwestern beigebracht. „Was de Bauer net kennt, frißt er net“, sagte er. Dabei bleibt's. Integrationsprobleme? In Familie und Freundeskreis ihres Mannes fühlt sie sich herzlich aufgenommen, in der dörflichen Gesellschaft ist sie zumindest akzeptiert. Sie geht regelmäßig zur Frauengymnastik. Hans überlegt. Bei dem Mannsvolk im Dorf sei anfangs ein bißchen Neid im Spiel gewesen. Bei seinem ersten Auftritt mit Linda auf einem Vereinsfest, erinnert er sich, seien die Gespräche abgerissen und die Mäuler aufgeklappt. „Die wer'n sich gedenkt hebe, mir hebe unsre Scherbe deh, un do liecht 's Porzellan uff de Schtroße.“ Wahrscheinlich hat er recht.

Linda setzt sich an die Orgel. „Blue Moon“ scheint ins Wohnzimmer. „Are you happy, Linda?“ frage ich idiotisch direkt. „Jaja, warum net?“ kommt es odenwälderisch zurück. Ich bitte Linda, mir zum Abschied einen Satz im Tagalog auf einen Zettel zu schreiben. In sorgfältigen Druckbuchstaben schreibt sie „Mahal Kita“. Ihr Mann erkundigt sich nach der Bedeutung dieser Worte in der Muttersprache seiner Frau. „Ich liebe Dich“, erklärt sie uns mit einem Lächeln.

Türken und Deutsche Alltag in Riegel am Kaiserstuhl



Die türkische Unterrichtsklasse in dem Gemeindezentrum Waldsiedlung

Arbeit im Kleingarten



Riegeler Schüler in der deutsch-türkischen Volleyball-Mannschaft

Georg Schmidt-Abels

Riegel ist ein seltsamer Ort. Das fängt schon mit der Lage an. Das Dorf liegt an einer besonderen Stelle in der Oberrheinlandschaft, nämlich dort, wo der Kaiserstuhl am weitesten zum Schwarzwald reicht, also wo von der Rheinebene nur noch ein schmaler Durchlaß übrigbleibt. Die Pforte zur Breisgauer Bucht wird die „Riegeler Pforte“ genannt, aber auch „Tor zum Kaiserstuhl“, weil hier von der großen Nord-Süd-Straße der Weg nach Westen abzweigt, zum Kaiserstuhl und an den Rhein.

Ein Schnittpunkt der Wege. Schon die Römer hatten hier eine Station. Aber auch ein Schnittpunkt in anderer Hinsicht — wenn man sich anschaut, was heute hier alles zu-

sammenkommt. Nicht nur die Bundesstraße, die Autobahn, die Eisenbahn, die elektrische Überlandleitung und die Erdgasleitung führen hier durch, nicht nur die Flüsse Elz, Dreisam und Glotter fließen hier zusammen. Was hier alles zusammenkommt — damit sind auch die geschichtlichen und kulturellen Besonderheiten gemeint, zum Beispiel, daß hier eine römische Kultstätte für den persischen Lichtgott Mithras ausgegraben wurde. Und ein anderes Beispiel, das gut dazu paßt, nämlich daß hier in gewisser Weise eine neue Begegnung mit dem Orient stattfindet — mit den türkischen Arbeitern und ihren Familien.

„Also wir hier in der Schule haben 15 bis 20 Prozent Ausländeranteil“, berichtet der Rektor Herbert Wal-

ter, „hauptsächlich türkische Kinder, die sich sehr positiv integrieren, die im gesellschaftlichen Leben des Dorfes eine große Rolle spielen“. Er weist auf den türkischen Fußballverein „Anadolu“ hin und lächelt verschmitzt: „Früher konnte man von einem römischen Einfluß sprechen, heute von einem türkischen Einfluß. Die Türken prägen Riegel mit.“

Ein türkisches „Ballungsgebiet“

Und das kam so: Seltsamerweise war anfangs wiederum ein ausländischer Stützpunkt im Spiel, diesmal zwar kein römischer, dafür ein kanadischer Stützpunkt an der Autobahn. Für die Kanadier wurde dort eine Wohnsiedlung gebaut,

Die Menschen aus Spanien, Italien, Griechenland, Jugoslawien und der Türkei — Exoten im bundesdeutschen Alltag? Manche nennen sie „Fremde“, manche immer noch „Gastarbeiter“, andere sprechen von „unseren ausländischen Mitbürgern“; keine dieser Benennungen ist zutreffend: fremd sind sie längst nicht mehr, Gäste waren sie nie und vollwertige Bürger dieses Landes werden wohl noch lange Zeit nur wenige sein dürfen. Aber Exoten — wohl kaum. In der kleinen Landgemeinde Riegel am Kaiserstuhl ist die „Waldsiedlung“ ein eigenes

Viertel mit hohem türkischem Bevölkerungsanteil. Eindrücke aus Gesprächen schildern den täglichen Umgang beim Zusammentreffen einander fremder Lebensweisen, schildern die verschiedenen Einstellungen, Probleme und Hoffnungen.

zwischen der Autobahn und dem Bahnhof, in einer Gegend weit draußen vor dem Dorf, wo vorher nur eine Fabrik und ein paar Häuser standen. Als die Kanadier Ende der 70er Jahre wieder auszogen, nutzten viele Türken, die ein paar Dörfer weiter in der Bötzingen Kunststoff-Fabrik arbeiteten, diese Gelegenheit, an bessere Wohnungen zu kommen. Seitdem ist die Riegeler „Waldsiedlung“ so etwas wie ein türkisches Ballungsgebiet geworden.

Rektor Walter erinnert sich noch an den ersten türkischen Schüler Mehmet: „Der hat eine Sonderstellung genossen — und hopplahopp ist dann eine Lawine drausgeworden. Innerhalb eines Jahres haben wir etwa 40 türkische Schüler bekommen. Fast alle haben kein

Deutsch gesprochen oder nur ein paar Brocken. — Da waren wir hoffnungslos überfordert, kein Lehrer beherrschte die türkische Sprache, und auch die Mentalität war uns fremd. Die Kinder waren nach kurzer Anlaufzeit gleich sehr turbulent, bewegungslustig und konnten sich schlecht an unser Ordnungsgefüge halten.“

Nicht nur in der Schule war es zunächst schwierig, auch im Wohngebiet gab es bald Spannungen zwischen Deutschen und Türken, „starke Reibereien“, berichtet der Rektor. „Es gab draußen in der Waldsiedlung deutsche Bewohner, die fühlten sich in ihrer Ruhe gestört, die mochten die fremde Mentalität nicht, die waren entsetzt über die Ordnungsvorstellungen der Türken — und dann die lärmenden

Kinder, die fremde Musik...“ Gegenseitige Vorwürfe und Drohungen vergifteten die Atmosphäre — für Rektor Walter der Anlaß, eine „Befriedungskampagne“ zu starten. Auf seine Initiative wurde ein Sozialarbeiter engagiert und ein „Gemeinschaftszentrum“ eingerichtet. Hier bemüht sich nun seit Jahren der Sozialarbeiter Karl Bäuerle um ein besseres Zusammenleben von Deutschen und Türken. Er berichtet von gemeinsamen Festen, von der Integration der türkischen Kinder in Kindergarten und Schule und von anderen Erfolgen.

„Zundelfrieder“ auf türkisch

Zufriedenheit klingt auch beim Rektor mit, wenn er oben in der modernen Schule am Hang über



Die drei Generationen der Familie Nurtan Ekiciler in ihrem Zuhause in Riegel



dem Dorf davon spricht, wie sich die Verhältnisse hier entwickelt haben: „Es gab damals um die Wende der 70er-, 80er-Jahre noch keine genauen Vorschriften für ausländische Schüler an unserer Schule, alles war unserer Idee, unserer Phantasie überlassen, wie wir mit den Kindern zurecht kommen. Mit Spielstunden in Kleingruppen wurden die Türken besonders gefördert (der Sozialarbeiter Karl Bäuerle wurde kurzerhand zum Hilfslehrer umfunktioniert). Und auch sonst ließ man sich manche unkonventionelle Methode einfallen, um die Schule beliebt zu machen. Da hat es dann eindruckliche Situationen gegeben. Zum Beispiel trugen bei einem Schulfest türkische Kinder nicht nur Johann Peter Hebel's „Zundelheiner und Zundelfrieder“ auf türkisch vor, sondern auch eine Lobeshymne auf Atatürk, wobei die türkischen Eltern fahnen-schwingend und klatschend in Stimmung kamen.

Bei diesem Schulfest haben die Türken „enorm dominiert“, das war den Deutschen „oft zu viel“, räumt der Rektor ein. „Man hat sich schwer getan, die Türken zu

akzeptieren, weil sie vielfach ihre Kultur arg in den Vordergrund gerückt haben. Mir ist es nicht immer leichtgefallen. Man hat gesagt, ich würde die Türkenprobleme viel intensiver angehen, ich würde viel mehr Aufwand für die Türken als für die Einheimischen bringen. Und der Volksmund hat mir halb scherzhaft, halb boshaft den Namen „Türkenlouis“ gegeben.“ Mit der Zeit ging es trotzdem immer besser, vor allem mit den Jungen. Es stimmt hoffnungsvoll, welch hohes Ansehen mancher türkische Schüler bei seinen Klassenkameraden genießt — wenn man die Erlebnisse des Riegeler Schulleiters hört: „Man hat sie sogar als Führerpersönlichkeiten akzeptiert, nicht als Mitläufer, man hat ihnen gehorcht, man hat ihren Rat angenommen, ihre Meinung.“

Das tragende Dreieck

„Man hat ihnen gehorcht, man hat ihren Rat angenommen...“ — da spielt die andere Lebensart keine trennende Rolle mehr; bei den Kindern geschieht das am schnellsten — wie ja auch die jungen Tür-

ken hier badischen Dialekt sprechen. Aber was geht sonst noch hinüber und herüber zwischen Deutschen und Türken in Riegel? Zunächst mal die Bälle — auch dabei lernt man sich kennen. Eine Gruppe türkischer und deutscher Jugendlicher spielt regelmäßig in der Turnhalle Volleyball. Und auf dem Sportplatz trainiert der Fußballclub „Anadolu“. Für ihn ist Fußball „nur noch Nebensache“, sagt Vereinschef Muzaffer Oguz. „Für uns ist die wichtige Sache, daß die Türken und die anderen ausländischen Vereinsmitglieder eine Integration bei den Deutschen finden können.

Der Textilarbeiter Muzaffer Oguz lebt seit vielen Jahren in Deutschland, er hat hier schon einige Orte kennengelernt, sich aber nirgends so wohl gefühlt, sagt er, wie in Riegel. Nach den Gründen befragt, weist er vor allem auf das deutsch-türkische Gemeinschaftszentrum hin. Damit wäre das tragende Dreieck der Ausländerarbeit in Riegel (Schule, Fußballverein, Arbeiterwohlfahrt) wieder einmal geschlossen, wobei eine wesentliche Einschränkung gemacht werden

muß, nämlich daß vieles nicht für die türkischen Frauen gilt. Sie gehen kaum in die Öffentlichkeit, bei Festen halten sie sich im Hintergrund, und auch die Versuche des „Gemeinschaftszentrums“, türkische Frauen in kleinen Gruppen mit deutschen Frauen zusammenzubringen, zu gemeinsamen Arbeiten oder Vergnügungen, sind bisher Versuche geblieben.

Die türkischen Frauen haben wenig Kontakt nach außen, dafür aber enge Beziehungen untereinander. Und bei den Frauen aus dem Dorf zeigte sich, daß sie eigentlich gar nicht besonders an den Fertigkeiten und an der Lebensweise der Türkinnen interessiert sind. Da steht doch die Erwartung im Vordergrund, daß sich die Fremden unserer Lebensweise anpassen. Und überhaupt, wie sieht denn das aus, wenn die Türkinnen auf dem Rasen sitzen, Tee trinken, sich unterhalten und ihre Kissen besticken!

Die Ehre ihrer Töchter

Auch wenn sich da heute vieles verändert und die überlieferten Verhaltensregeln immer weniger gelten

— die Männer nehmen die religiösen Vorschriften lockerer, trinken in der Kneipe Bier, manche essen sogar Schweinefleisch, und an die Stelle der Großfamilie und des starken Zusammenhalts tritt die Vereinzelung — so werden die Mädchen doch immer noch ganz anders eingestuft als die Jungen. „Man muß da eine ganz eindeutige Trennlinie ziehen zwischen den Buben und den Mädle“, sagt Rektor Walter. „Die Buben haben erkannt, was los ist, und die Buben stehen unter einem gewissen Druck der Väter. Die Väter sagen: Ali muß lernen, Ali muß ein gutes Zeugnis bringen, er muß Geld verdienen. Aber Suheyla oder Ayla, sie wird Hausfrau, sie wird Kinder bekommen, sie muß jetzt schon zuhause die Mutter ersetzen. Andererseits, was das Moralische betrifft — das ist unser großes Problem: Die türkischen Väter haben sehr Angst um die Ehre ihrer Töchter. Wenn wir einen Klassenausflug machen, dann haben wir die größten Mühen, die Mädchen mitzubekommen. Wir haben es noch nicht fertiggebracht, die Mädchen ins Schullandheim mitzukriegen. Äußerst selten wurde bisher in Riegel beobachtet, daß ein türkisches Mädchen einen deutschen Freund hat. Die Eltern wollen das nicht. Eher wird akzeptiert, daß ein türkischer Junge ein deutsches Mädchen kennenlernen. Und das geschieht offenbar häufig. Muzaffer Oguz, selbst mit einer Deutschen verheiratet, war jedenfalls bei einem Ausflug des Fußballvereins überrascht, daß von 35 türkischen Spielern 22 mit deutschen Frauen oder Freundinnen kamen. Mit der ungleichen Rolle der türkischen Frau stoßen auch die Gutwilligen in Riegel bei ihrer Begegnung der unterschiedlichen Kulturen an Grenzen. Und es wäre ebenso in anderer Hinsicht falsch, die Situation zu idealisieren. Zwar schätzen viele Leute aus dem Dorf inzwischen die türkischen Feste, die kulinarischen und musikalischen Spezialitäten und die private Gastfreundschaft, soweit sie Gelegenheit hatten, sie zu erleben. Zwar setzte sich sogar der Bürgermeister dafür ein, daß die Türken in der Bahnhofswirtschaft wieder bedient werden, was nicht immer der Fall war — er mußte es aber eben auch. Aber daß sich jemand näher für die

türkische Kultur interessiert, davon hatten die Gesprächspartner in Riegel wenig gehört. Oder daß vielleicht jemand gar die türkische Sprache lernt? Ja, eine Frau, weil sie einen türkischen Freund hat. Gleichzeitig regen sich manche darüber auf, daß an den Feldecken, wo die Türken ihr Gemüse anbauen, kuriose Vogelscheuchen mit Pluderhosen und Kopftüchern und Gartenbuden aus alten Brettern und Plastikfolien stehen, oder daß in einer Radiosendung über Riegel auch der Fußballverein „Anadolu“ vorgestellt wird und etwas türkische Musik erklingt. Und wenn ein Türke aus dem „Ghetto“ der „Waldsiedlung“ ausbrechen will und im Dorf eine Wohnung sucht, dann erfährt er die Ablehnung mit voller Wucht. An Türken vermieten die Hausbesitzer nicht gern.

Zwar passen sich die Türken immer mehr der deutschen Lebensweise an, aber ihre eigene wollen und sollen sie nicht aufgeben. In dieser Gespaltenheit sind sie jedenfalls in einer schwierigeren Situation als die Einheimischen, zu denen sie als Fremde gekommen sind. Bei Schulfesten fällt es dem Rektor immer wieder auf, daß die erwachsenen Türken unter sich bleiben: „Die Kinder spielen zwar miteinander, aber die türkischen Eltern bleiben unter sich. Und wenn sie mal die Grenzen sprengen wollen, dann suchen sie mich oder unsere Lehrer. Zu uns haben sie Vertrauen.

Hoffnungen auf die Kinder

Das Leben in Riegel zeigt, daß es noch viele Probleme zwischen Deutschen und Ausländern gibt, die gelöst werden müssen. Aber das Fazit des Rektors stimmt auch zuversichtlich: „Nach anfänglichen starken Aversionen hat man es nun doch so weit gebracht, daß man von einer gegenseitigen Toleranz sprechen kann. Unter den jüngeren Leuten gibt es Wohlwollen, besonders im Sportbereich, sehr deutliches Wohlwollen. Ich setze große Hoffnungen auf die Kinder, die hier in der Schule zusammengearbeitet und -gelebt haben. Ich glaube, daß unsere Arbeit, die vorwiegend von jungen Erziehern getragen wird, sehr viel dazu beigetragen hat, verschrobene Vorstellungen abzubauen oder gar nicht erst aufkommen zu lassen.“

Zwischen Erotik und Frauenbewegung Der orientalische Tanz



Martin Heinz

Als im Frühling des Jahres 46 v.u.Z. Königin Kleopatra ihren triumphalen Einzug in Rom hielt, lag ihr die Stadt zu Füßen. Zum ersten Mal eroberte eine Orientalin eine westeuropäische Metropole. Die Ewige Stadt taumelte in eine Ägyptenmode. Die Römerinnen waren fasziniert von der Kunst ihrer ägyptischen Schwestern, sich zu schminken und zu schmücken und andere durch Tänze zu betören. Die bange Frage der Frauen am Tiber war: „Quomodo illem occaecavit?“ (Wie hat die den bloß 'rumgekriegt?). Die römische Männerwelt ergötzte sich an den Tänzerinnen aus dem Gefolge Kleopatras und fing an, ihre Stadt mit Obelisksen zu schmücken. So finden wir heute zwölf Exemplare des „lapis erectus“ in der Stadt der Papagalli während in ganz Ägypten nur noch vier steinerne Nadeln sich dem Sonnengott als ersten morgendlichen Ruheplatz anbieten.

Göttliche Herrin des Tanzes

Im pharaonischen Ägypten hatten die weiblichen Künste des Schminkens, Schmückens und Tanzens bereits zu Cäsars Zeiten eine jahrtausende alte Tradition. Eine kleine Tonfigurine im Brooklyner Museum zeigt eine tanzende Priesterin oder Göttin. Sie stammt aus der prähistorischen Zeit, etwa 4000 v.u.Z. Der Göttin Hathor waren Musik, Tanz, Liebeskunst und auch der Rausch geweiht und heilig, ja eine Inschrift nennt den Tanz die „Herzensnahrung“ der großen Göttin. Das Lied der sieben Hathoren aus dem Dendera-Tempel in Oberägypten wurde hymnisch gesungen:

Ob religiös oder weltlich bedingt, Tanzen gehört seit Jahrtausenden zum wesentlichen Ausdruck menschlichen Lebens. Der orientalische Tanz, Ziel wechselnder Vorstellungen und vielfältiger Sehnsüchte fasziniert Darsteller wie Betrachter immer wieder neu. Er vermittelt den Zugang zu einer reichen fremden Kultur, der unser Abendland unendlich viel verdankt.

„Orientalische Nächte“ in Paris. Plakat „Rue du Caire“ von Robert Salles, 1900

Nahema, mit bürgerlichem Namen Eva Kwiatkowski, tanzt eine Szene aus ihrem Programm „Orientalische Faszination“





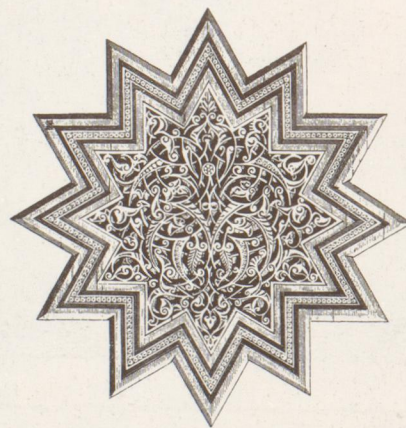
„Wir musizieren für Dich, wir tanzen für Deine Majestät. Wir preisen Dich bis an die Höhe des Himmels. Du bist die Gebieterin des Jubels, die Herrin des Tanzes, die Gebieterin der Musik, die Herrin des Harfenspiels, die Gebieterin des Reigens, die Herrin des Kranzbindens, die Gebieterin der Myrrhen, die Herrin des Springens.“

Der Hathor zu Ehren veranstaltete man große Schiffsprozessionen zu den Kultorten; die Frauen tanzten und machten Musik mit Sistrum und Tamburinen. Die jungen Mädchen auf den Schiffen schürzten ihre Kleider hoch und neckten die Schaulustigen am Ufer mit wiegenden Hüften.

Die reiche Liebeslyrik, die uns aus pharaonischer Zeit erhalten ist, zeigt, daß oft die Frau der werbende Partner war, der schmeichelnd und fordernd den Geliebten besingt:

„Ach mögest Du eilen, Deine Geliebte zu sehen, wie ein Pferd auf dem Schlachtfeld, wie ein Stier, der zu seinem Futter läuft.“

Die Affäre zwischen Joseph und Potiphars Weib war für die Ägypter nur halb so skandalös wie für Generationen europäischer Bibelleser. Die verderbende Verführung durch das orientalische Weib war lange ein Topos und der Tanz der Salome, der Johannes den Kopf kostete, ein oft gemaltes und gestaltetes Thema.



Paradiesische Tänze

Einer ganz anderen Wertschätzung erfreute sich der Tanz im Orient. Der Islam hatte Ägypten 640 erobert und wie in einem unruhigen

Meer durchmischte sich die Tanzkultur mit Einflüssen aus Indien und Kleinasien. Wie im Spiel der Elemente kein Anfang und kein Ende zu sehen ist, so ist auch unklar, wann und wo der Tanz entstand, den wir heute gewohnt sind, „Bauchtanz“ zu nennen. Sicher ist nur, daß er bis heute in der ganzen islamischen Welt in verschiedenen Spielarten gepflegt wird. Mohammed, der Prophet, verspricht seinen Gläubigen in der 55. Sure des Korans ein Paradies, in dem sie von Huris verwöhnt wer-



den. Diesen Engelswesen wird sich die Jungfräulichkeit ewig erneuern, sie tun alles, um die Seeligen zu ergötzen und was könnte jene mehr erfreuen als ein kreisender Nabel? Die ersten unserer Landsleute, die einen Bauchtanz mit großen Augen verfolgten, waren keine Touristen. Sie waren als Kreuzritter gekommen, um das Heilige Grab aus den Händen der unzivilisierten Heiden zu befreien. Die Ärmsten müssen einen argen Schock erlitten haben — die islamische Kultur stand in einer Hochblüte und hatte einiges zu bieten: Von Algebra und Alchemie, über Marzipan und Matratze bis zu Zucker und Zimt. Doch so reich unsere Wissenschaften, unsere Gärten und Küchen auch beschenkt wurden — der europäische Tanz blieb steif.

Die weiteren Kontakte zum Orient wurden hauptsächlich von Kaufleuten unterhalten. Deren Sinn stand mehr nach schwunghaftem Handel als nach dem Hüftschwung. Auch das türkische Heer, das Wien belagerte, brachte uns allen den Kaffee, dem Badischen Landesmuseum eine prächtige Waffensammlung, aber der Tanzkunst nichts. Erst Napoleons Ägypten-Abenteuer löste eine erneute Ägypten- und Orientmode aus. Der alternde

Goethe hätte sich am liebsten — aller klassischen Steifheit überdrüssig — zu seiner Suleika auf den Westöstlichen Divan gekuschelt. Mit der Neugier und dem Interesse ging aber bald eine geheime Furcht einher, der Dämon Weib wird oft als Orientalin dargestellt.

Auf der Weltausstellung in Paris 1867 präsentierte sich das wohlhabende Ägypten — es erlebte gerade einen Baumwoll-Boom — mit antiken Bauten und Bauchtänzerinnen. Diese Mädchen etablierten sich in Paris — der Bauchtanz kam in die Varietés und man begann, über ihn nachzudenken z.B. so: In dem Werk „Die Weiberherrschaft“ von Eduard Fuchs und Alfred Kind, das 1913 erschien, findet sich eine interessante Unterscheidung; dem europäisch-männlichen Tanz mit den Extremitäten wird der orientalisches weibliche Tanz gegenübergestellt: „Der Weibertanz dagegen (war) mehr ein Stehen am Ort mit rotierender Bewegung der Mittelpartie des Körpers. Der sogenannte Bauchtanz, der eigentlich ein Bekkentang ist, hat diese Form verhältnismäßig rein erhalten. Ein Schlenkern der Hüften tritt beim Weibe unwillkürlich auf, sobald sie in Vorlust gerät.“

In der Zeit vor dem ersten Weltkrieg brachte die geheimnisvolle



Mata Hari einen Hauch von Exotik auf europäische Bühnen — Mata Hari stammte aus den Niederlanden und hieß eigentlich Margaretha Geertruida Zelle!

Tanz als innere Einkehr

Vor mehr als zehn Jahren kam eine neue Begeisterung für den orientalischen Tanz bei uns auf. Der Anstoß ging von den USA aus und wurde hier von der Frauenbewegung als Frauenbewegung akzeptiert. „Mein



Die tanzende Salome, Inbegriff sündiger Verführung um die Jahrhundertwende. Gemälde von Franz von Stuck, 1906



Bauch gehört mir!“ war das Motto und der Tanz war Frauensache. Man entdeckte, daß Bauchtanz unter striktem Ausschluß der Männer als Schwangerschaftsgymnastik und zur Geburtshilfe in Nordafrika gepflegt wurde. Endlich war der Tanz frei von „Anmache“ und Werbung. Als rein weibliche Form der Selbstfindung konnte der Tanz nun nach innen und nicht nach außen wirken und der Selbstverwirklichung der Frau dienen. Jede deutsche Volkshochschule hat heute ihre Bauchtanztruppe, die den „Hüfrüttler“, den „Kamelgang“, die „Mondsichel“ oder das „Sonnenkreisen“ übt. Der Bauchtanz — so die offizielle Veröffentlichung einer Krankenkasse — vertiefte die Atmung, er helfe bei Menstruationsbeschwer-

den und verbessere Haltungsschäden und sei nicht zu verwechseln mit frivoler Animation.

Nahema, die Biegsame

Eine der prominentesten Vertreterinnen des Bauchtanzes in unserem Land ist Nahema aus Heidelberg. Die studierte Diplom-Psychologin ist eine Meisterin ihres Faches. Zahllose Workshops und Kurse an Volkshochschulen haben ihr Schülerinnen und Popularität gebracht. Selbst in Kairo — der unbestrittenen Hochburg des Bauchtanzes — schrieben die besten Komponisten für sie und widmeten ihr Stücke. Sie tanzte beim „Internationalen Frauentag“ in Frankfurt und in der Karlsruher Werkstatt. Ihrem arabischen Künstlernamen Nahema, das



heißt die Geschmeidige, die Biegsame, macht sie alle Ehre. Sie bewegt Muskeln, von denen andere gar nicht wissen, daß sie sie herumtragen. Der Bauchtanz — oder besser: der orientalische Tanz — ist für sie nicht nur Gymnastik, schon gar nicht Varieté, sondern der Zugang zu einer reichen fremden Kultur, der unser Abendland unendlich viel verdankt. Ihr Programm „Getanzte Geschichte des orientalischen Tanzes“ versucht das historische und ethnologische Umfeld einzubeziehen, Zusammenhänge zu erhellen, um uns die orientalische Kultur näher zu bringen. Dieses Vorwissen im kühlen Kopf besuche ich eine Vorstellung Nahemas. Interessant ist die perfekte Koordination der fremden Musik mit dem Körper. Sie tanzt „Licht aus dem

Dunkel“, einen Kerzenleuchter auf dem Kopf balancierend. Während Füße, Arme, Hüften und Bauch in rasantem Rhythmus bewegt werden, bleiben Oberkörper und Kopf statisch — die Kerzen dürfen nicht verlöschen!

Ein „Krugtanz“, ein „Säbeltanz“, ein „Schleiertanz“ folgen. Er lotet alle Möglichkeiten aus: das Sich-Nähern und Entfernen, das Ver- und Enthüllen — alles ausgedrückt durch Drehen und Heben der Hüften, des Bauches und der Glutäen. Ich fühle mich entführt in eine Märchenwelt, ganz benommen sehe ich Nahemas schmiegsamen Leib — Cäsar und Kleopatra tauchen auf — und plötzlich wird mir klar: So hat sie ihn herumgekriegt!

Orientalischer Tanz, heute eine rein weibliche Form der Selbstfindung — frei von jeder „Anmache“. Im Studio der Tänzerin Samara in Stuttgart wird geübt

Auf der Giebelseite des Laborgebäudes in Ayutthaya soll Thailands riesigster Riesengouramy die Aufmerksamkeit der Vorüberfahrenden auf das Fischzuchtprojekt lenken



Von Riesengouramys und Langohrigen Elefantenspitzmäusen

Zum Geben und Nehmen zwischen den Welten gehört heute unabdingbar das, was wir gewohnt sind, „Entwicklungshilfe“ zu nennen. Diesen Weg nicht ausschließlich zur Einbahnstraße verkommen zu lassen, haben sich vor über 20 Jahren Tübinger Wissenschaftler vorgenommen. Aus ihrer privaten Initiative entstand ein Institut, das gegenwärtig wissenschaftliche Kontakte zwischen 35 000 Forschern in drei Kontinenten vermittelt. Konkrete Arbeit, die daraus hervorgeht kann, wie bei einem Fischzuchtprojekt in Thailand, westliche „Reparatur-Technologie“ mit einheimischen Bedürfnissen versöhnen.

Rainer Klütting

Das Haus liegt in einer der ruhigen Wohngegenden Tübingens, am Hang, inmitten von Gärten und überragt von Bäumen. Ein gewöhnliches Gartentor führt auf einen gewöhnlichen Gartenweg, an einem langgestreckten Rasenstück entlang und einmal um ein Haus herum, das ohne Zweifel einst zu beschaulichem Wohnen errichtet worden ist. Bin ich richtig? Dem Fremden, der ein wissenschaftliches Institut sucht, könnten angesichts solch privater Idylle Zweifel kommen. Doch das Schild draußen am Torpfosten hat mir eigentlich unmißverständlich bestätigt, daß hinter diesen Bäumen und Büschen eine Arbeit geleistet wird, der man getrost weltweite Bekanntheit zuschreiben kann. Hier, in der Landhausstraße 18, hat das private „Institut für wissenschaftliche Zusammenarbeit mit Entwicklungsländern“ seinen Sitz.

Jürgen Hohnholz betrachtet die Idylle hinter den Fenstern seines Arbeitszimmers zurückhaltend. Der Tübinger Universitätsprofessor ist

Direktor des Instituts. Als solcher erlebt er, je erfolgreicher er arbeitet, desto mehr, auch die Nachteile von Ruhe und Privatheit. Wenn Wissenschaftler oder gar hohe Regierungsbeamte aus Ländern der Dritten Welt zu Besuch kommen, dann sind sie erstaunt, wie klein die Schaltstelle ist, über die ihnen weltweit wertvolle wissenschaftliche Kontakte vermittelt werden. Zu Besprechungen muß man sich dann in der Regel auswärts treffen.

Internationale Kontaktadresse

Aufgaben und Renommee sind gewachsen, das Haus nicht. Als vor über zwanzig Jahren, 1966, zwölf Tübinger Wissenschaftler das Institut gründeten, hat wohl keiner von ihnen geahnt, was eines Tages daraus werden sollte. Die zwölf hatten sich zusammengetan, weil sie, so sagt es Jürgen Hohnholz heute, so etwas wie eine wissenschaftliche „Ausbeutung der Entwicklungsländer“ beobachtet hatten. Ihr Gedanke sei gewesen: „Wir müssen wissenschaftliche Ergebnisse, die

im Ausland gefunden worden sind, auch wieder zurückmelden.“

Man begann damit, Aufsätze deutscher Wissenschaftler, die sich mit der Dritten Welt befaßten, ins Englische zu übersetzen. Ein „Mords-Echo“ sei von den Adressaten zurückgeschallt, erinnert sich Hohnholz. Zugleich sei der Wunsch laut geworden: Übersetzt doch nicht nur Arbeiten über uns! Man beantwortete Anfragen, formulierte Zusammenfassungen. Heute hat das Institut, dessen Etat von jährlich 1,8 Millionen Mark zu zwanzig Prozent vom Land und zu achtzig Prozent vom Bund getragen wird, eigene Abteilungen für Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften und beschäftigt sich von den angewandten Agrarwissenschaften bis zu Ökonomie und Recht mit allem, was für die Entwicklungsländer interessant ist.

„Wir kriegen die unmöglichsten Fragen“, erzählt Jürgen Hohnholz. Und wenn dann ein Biologe einen Kollegen irgendwo in der Welt sucht, der sich, wie er, für die Langohrige Elefantenspitzmaus interessiert, dann müssen die Angestellten oder befreundeten Wissenschaftler erst einmal auf die Suche gehen. Wenn sie Glück haben, dann können sie eine Verbindung knüpfen, die, gerade bei speziellen Forschungsinteressen, oft mehr als nur eine wissenschaftliche wird. Viele persönliche Freundschaften und sogar Universitätspartnerschaften sind so entstanden.

Eine Anlaufstelle für wissenschaftliche Kontakte ist das Institut geworden. 120 000 Postsendungen gehen jedes Jahr an 35 000 Wissenschaftler auf drei Kontinenten — 9000 in Afrika und jeweils 13 000 in Asien und Lateinamerika. Selten steigt das Institut selbst in die For-

Die aus Pflanzenmaterial bestehenden Nester des Riesengouramy werden mitsamt den befruchteten Eiern in eine Plastikwanne befördert, um dann in spezielle Aufzuchtbecken gesetzt zu werden



schung ein, und wenn dies der Fall ist, dann müssen eigens dafür Gelder und ein besonderer Anlaß vorhanden sein.

Hilfe zur Selbsthilfe

Ein solcher Anlaß ergab sich im Jahr 1983 durch eine Anfrage des baden-württembergischen Staatsministeriums. Die Landesregierung hatte Interesse an verstärkten wissenschaftlichen Kontakten nach Thailand. Das Tübinger Institut knüpfte die Verbindungen: Es entstand ein Selbsthilfeprojekt, das einige typische Fehler der Entwick-

lungshilfe vermied, und auf das deshalb Wissenschaftler und Landesregierung mit gewissem Stolz verweisen. Innerhalb von drei Jahren investierte die Landesregierung 330 000 Mark, die thailändische Regierung ein Mehrfaches. Im März dieses Jahres war die Inbetriebnahme. Eingeweiht wurde eine Fischzuchtanlage in der Provinzhauptstadt Ayutthaya mit einem Ausbildungs- und Forschungszentrum, das seine Kenntnisse nach und nach über das ganze Land verbreiten und damit ein drängendes Ernährungsproblem beseitigen helfen soll.

Ausgangspunkt war ein Umweltproblem, das letztlich auf übergroßes Bevölkerungswachstum zurückgeht. Die Ernährungsschwierigkeiten ließen sich nur mit immer höher gezüchteten Reissorten lösen, die ohne Pflanzenschutzmittel nicht gedeihen können. Reissorten, die ohne chemische Hilfsmittel hohe Erträge bringen, sind noch nicht gezüchtet. Fischzucht gab es in Thailand nicht, denn die Menschen verschafften sich traditionell ihre lebenswichtigen Proteine, indem sie Fische und Krebse in den Reisfeldern fingen und aßen. Doch heute ist ein Teil dieser Fauna ausgestorben, der Rest durch Pestizide vergiftet. Die Fische zu fangen und in Teiche zu setzen, wäre keine Lösung gewesen. Im warmen Klima Thailands gedeihen Algen reichlicher, als den meisten Fischen guttut: Algen entziehen dem Wasser Sauerstoff, den die Tiere dringend brauchen.

Aus Schlammwühlern werden Delikatessen

Weniger empfindlich reagiert allerdings ein Fisch, der in weiten Teilen Südasiens bekannt und als Delikatesse geschätzt ist — mit Ausnahme von, ausgerechnet, Thailand. Es handelt sich um den Riesengouramy, ein schnellwachsendes Tier, das außer seinen Kiemen auch noch eine Lunge zum Atmen hat und deshalb auch in sauerstoffärmerem Wasser überleben kann. Die Thailänder kannten den Gouramy entweder gar nicht oder nur als völlig ungenießbar. Hohnholz und sein Kollege Alfred Bittner fanden vor Ort die Lösung des Rätsels: Der Riesengouramy lebt in Thailand fast ausschließlich im schlammigen Wasser trüber Rückzugsgebiete. Kein Wunder, daß er auch den Deutschen „mudig wie ein alter Karpfen“ schmeckte. Als man ihn aber versuchsweise eine Weile in sauberem Süßwasser schwimmen ließ, war die Ablehnung der Thailänder schnell überwunden. Ein Konzept für eine Zuchtanlage wurde entwickelt, in das westliches Wissen über Intensivhaltung von Fischen, genauso einfloß wie Erkenntnisse aus traditionellen Zuchtbetrieben Sumatras und thailändische Eßgewohnheiten. In Rekordzeit entstanden unter der Leitung

des Karlsruher Experten Rainer Keppler ein von Dämmen geschütztes Teichsystem, Labor- und Schulungsgebäude und ein Schauaquarium, das der skeptischen Landbevölkerung die Abneigung gegen den verachteten Schlammchwimmer nehmen soll. Im Januar vergangenen Jahres konnte Baden-Württembergs Ministerpräsident Lothar Späth die fast fertige Anlage besichtigen; seit der Eröffnung im März und noch bis zum Ende dieses Jahres will sich Rainer Keppler um Zucht und Vermarktung kümmern. Thailand plant, über den Aufbau eines Netzes von 48 Fachschulen die in Ayutthaya gewonnenen Kenntnisse im ganzen Land bis hin zum einfachen Bauern zu verbreiten.

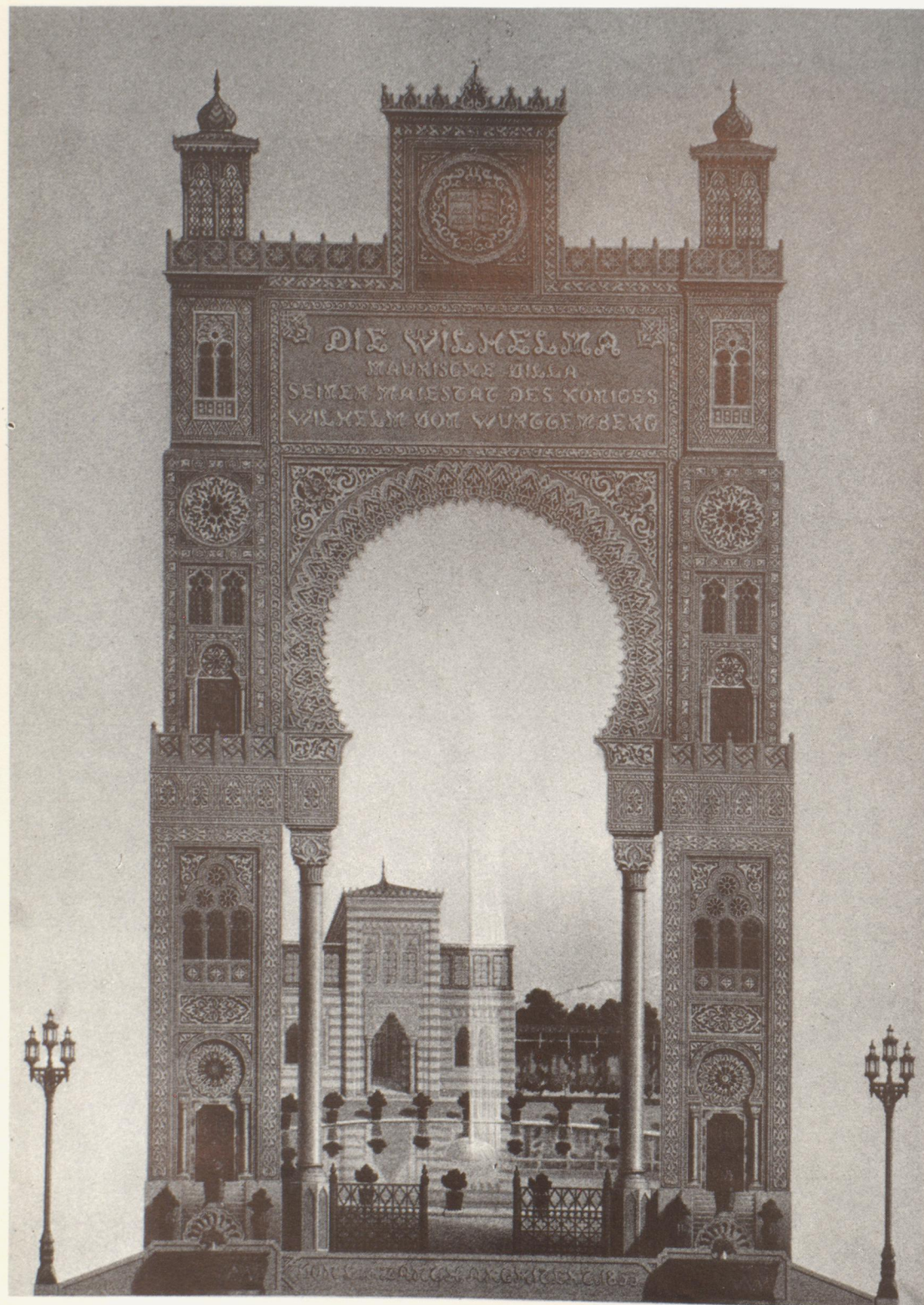
Am Ende: offene Fragen

Ein vorbildliches Entwicklungshilfeprojekt also? Kommen wir zum Anfang zurück: zu einem Umweltproblem, das Wissenschaft mit ihren hochgezüchteten Reissorten und giftigen Pflanzenschutzmitteln erzeugt hat. Warum hat man am Symptom kuriert, statt sich die Ursachen der ökologischen Schäden vorzunehmen? Jürgen Hohnholz nickt heftig. Die Frage findet er berechtigt; sie ist ihm oft gestellt worden. Ich stelle sie zum Schluß eines langen Gesprächs, in dem er mit Begeisterung von einem runden, abgeschlossenen Projekt berichtet hat. Es ist spät geworden, und er will mich in seinem Wagen schnell zum Zug bringen. Im Verkehrsstau vor dem Tübinger Bahnhof hebt Hohnholz mit ein bißchen Resignation die Schultern. Es gibt Umweltprobleme, die lassen sich nicht durch punktuelle wissenschaftliche Eingriffe allein lösen. Zu viele wirtschaftliche und politische Interessen stecken hinter ihnen. Das Land Baden-Württemberg und das Institut in Tübingen haben mit 330 000 Mark in drei Jahren geholfen, der thailändischen Regierung eine schwere Sorge zu nehmen und vielen Bauern Ersatz für eine versiegte Nahrungsquelle zu geben. Dies ist der Rahmen, in dem Entwicklungshilfe sich bewegen kann. Wie sollte man mit ihr die Wirtschaftsstruktur Thailands umstülpen und die Marktmacht internationaler Saatgut- und Chemiekonzerne aushebeln?

Jedes Mal, wenn in der Teichanlage abgefischt wird, herrscht große Freude bei guter Ernte



Die württembergische Alhambra



Stefan Koppelkamm

„In Deutschland verdient keine Stadt mehr den Namen Bagdscheserai, d.i. Gartenstadt, als Cannstatt bei Stuttgart, nicht nur wegen der schönen und sinnreichen Wasserkünste des Gartens, sondern auch wegen des maurischen Baues des königlichen Lustschlosses Wilhelma, welcher die morgenländischen Wunder der Alhambra in das Zauberthal des Neckars versetzt und an Schönheit und Merkwürdigkeit gewiß den von allen Beschreibern der Krim so hoch gepriesenen Zauber des Palastes von Bagdscheserai bei weitem an Schönheit und Romantik übertrifft.“ Die von dem Wiener Orientalisten Joseph von Hammer-Purgstall so begeistert geschilderte Anlage hat eine lange Baugeschichte. Angefangen hatte sie, als man 1829 im Park von Schloß Rosenstein Mineralquellen entdeckte. Der Bau eines Badehauses schien als Bereicherung des im englischen Stil angelegten Gartens wünschenswert. Giovanni Salucci, der Architekt von Schloß Rosenstein, schlug ein repräsentatives Gebäude mit Säulengängen, Portiken und Kuppeln vor, das an antike Thermen erinnern sollte. Richtungsweisend für alle späteren Projekte war die ungewöhnliche Kombination seines Baus mit zwei symmetrisch angeordneten Wintergärten. Dem württembergischen König Wilhelm I. war der von Salucci favorisierte „griechische Geschmack“ jedoch nicht malerisch genug. Ihm schwebte ein Bau im „gotischen oder lieber maurischen Stil“ vor. Maurischer Stil: Unter den Bauten des maurischen Spaniens war es vor allem die Alhambra, die die romantischen Reisenden des frühen

19. Jahrhunderts faszinierte. Maler, Schriftsteller und Architekten beschrieben die hoch über Granada gelegene Anlage aus Palästen, Gärten und Wehrtürmen, die als Ort der letzten Blüte arabischer Kultur im Abendland galt. Für die Entstehung der Wilhelma waren die reich illustrierten Baubeschreibungen reisender Architekten von entscheidender Bedeutung: Von 1833 bis 1837 gab Joseph Girault de Prange seine „Monuments arabes et moresques de Cordoue, Séville et Grenade“ heraus, und 1842 erschien der erste Band der „Plans, elevations, sections, and details of the Alhambra“ von Owen Jones und Jules Goury, der präzise gezeichnete Aufrisse und Pläne enthielt. Der zweite Band enthielt hunderte von farbig gedruckten Details.

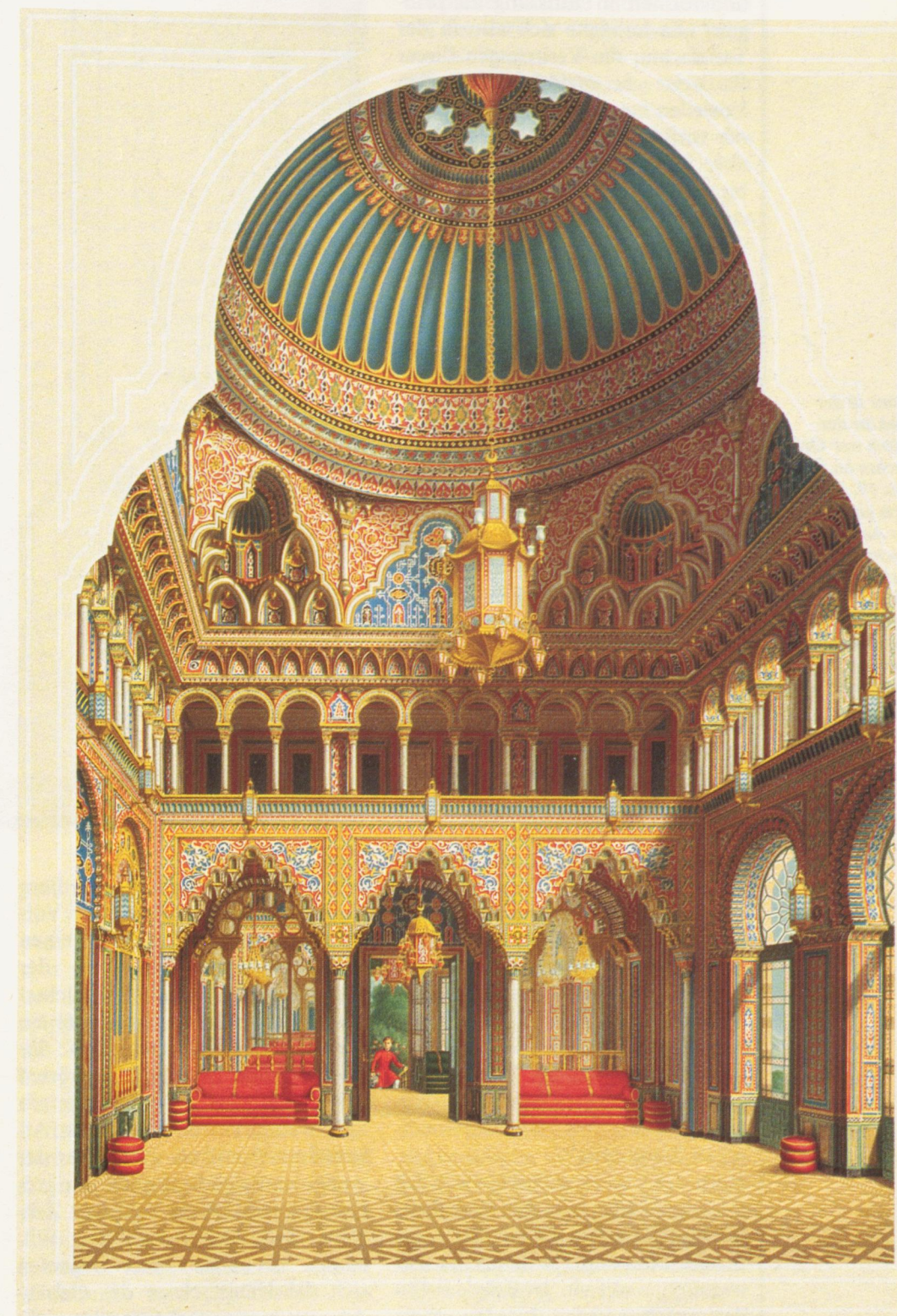
Ludwig Wilhelm Zanth, ein damals in Stuttgart noch kaum bekannter Architekt, den Wilhelm I. schließlich mit dem Entwurf seines Badehauses beauftragte, fand in solchen Publikationen die Anregungen für seinen eigenen orientalisierenden Baustil.

Klassische Gestalt orientalisiert

Aus dem ursprünglich geplanten Badehaus sollte sich im Laufe der Jahre ein feudaler Landsitz mit zahlreichen Nebengebäuden entwickeln, den Zanth später so beschrieb: „Diese Villa, in der Art der fürstlichen Landsitze Italiens gedacht, besteht in einem Wohngebäude, von Gewächshäusern, Säulengängen, Kiosken, Belvedere, Festsaal, Schauspielhaus und Dienstgebäuden umgeben, welche durch Gartenanlagen verbunden sind, in denen Blumenbeete, Was-

Die sybaritische Kostbarkeit des Lustschlosses Wilhelma, das sich König Wilhelm I. von Württemberg im maurischen Stil bei Cannstatt bauen ließ, würde auch heute noch ihre einstige Faszination ausüben, wenn es nicht im Zweiten Weltkrieg stark beschädigt worden wäre. Vieles was übrig geblieben war, wurde beseitigt, da die Kunst des 19. Jahrhunderts damals noch gering geachtet wurde. In seinem prachtvoll illustrierten Buch über die Wilhelma hat der Erbauer der Anlage, der Architekt Ludwig Wilhelm Zanth Schönheit und Glanz des Verschwundenen bewahrt.

Zwei Lithographien aus dem Prachtwerk von Ludwig Wilhelm Zanth: „Die Wilhelma, Maurische Villa Seiner Majestät des Königs Wilhelm von Württemberg“, 1855



serbecken, Springbrunnen und Baumpflanzungen regelmäßig angeordnet, miteinander abwechseln.“ Für Zanth stellte sich das Problem, den von seinem Bauherrn vorgeschriebenen maurischen Baustil europäischen Bedürfnissen und einem anderen Klima anzupassen. Da er davon überzeugt war, daß die für eine solche Aufgabe „gültigen Gesetze“ nur in den „Grundsätzen der griechischen Kunst“ zu finden seien, sah er sich vor die Aufgabe gestellt, eine klassische Gestalt mit islamischen Dekorationsformen in Einklang zu bringen: „Es handelte sich also in der Tat darum, die Verirrungen dieser Bauweise zu meiden, ohne den Vorteilen zu entsagen welche ihre, oft verführerische im Allgemeinen aber launenhafte, Ausschmückung bietet...“

„Das maurische Landhaus“

1837 lieferte Zanth seine ersten Entwürfe für den gewünschten „Pavillon de bains... accompagné de serres“. Erst 1842 wurde mit dem Bau begonnen. In der Zwischenzeit hatte Zanth das Projekt überarbeitet und auf Wunsch des Königs, der ständig zur Einsparung unnötiger Kosten mahnte, reduziert. Die tatsächlichen Baukosten waren jedoch wegen der umfangreichen und für deutsche Handwerker ungewohnten Dekorationsarbeiten kaum absehbar. Ein Jahr später war das „maurische Landhaus“ im Rohbau fertig; auch die beiden von der Eisengießerei in Wasseralfingen hergestellten Gewächshausflügel waren aufgestellt. Bis zur feierlichen Einweihung vergingen jedoch noch weitere drei Jahre.

Inzwischen wurde mit dem Bau des Festsaals (1844–51) begonnen, der am Fuß des Hangs, auf der Mittelachse der Anlage lag. Auf diese Achse waren auch alle späteren Bauten bezogen: das Belvedere oberhalb der „Villa“, die gußeisernen Wandelgänge und Kioske, sowie die nach Zanth's Tod erbaute „Damascenerhalle“ und das Küchengebäude mit der „orientalischen Sammlung“.

Kern der gesamten Anlage war das Wohngebäude mit den Gewächshäusern. Die ihm anfänglich zuge dachte Funktion als Badehaus war inzwischen auf ein großzügiges Badezimmer reduziert worden. Man

betrat das Haus auf der dem Berg zugewandten Seite. Von einer Vorhalle aus gelangte man in einen zweigeschossigen Innenhof, der durch ein Glasdach beleuchtet wurde. In der Mitte plätscherte ein Brunnen. Der Hof erschloß die übrigen Räume. Zu ihnen gehörten außer Bad und Schlafzimmer ein Speiseraum, ein Bildersaal, ein Arbeitszimmer und als wichtigster der zweigeschossige Saal unter der großen Kuppel. Dieser Saal war Zentrum und Höhepunkt der Wilhelma. In seiner Mitte schnitten sich die Hauptachsen des Gebäudes, von hier aus schaute man nicht

nur über die Gartenanlagen ins Neckartal, sondern überblickte auch den Innenhof und nach den Seiten die langen Fluchten der Gewächshäuser. Große Spiegel an den gegenüberliegenden Wänden erweiterten den Raum ins Unendliche. Seine verwirrende orientalische Pracht erhielt der Saal nicht nur durch die Farbgebung in Gold, Rot und Blau und die alle Oberflächen überziehende Ornamentik, sondern auch durch zahllose Baudetails, die Zanth islamischen Bauten entlehnt hatte: die Trompenkuppel, die Hufeisenbögen der Fenster und die runden Stalaktitenbögen, die in

Proportion und Detaillierung an die der Alhambra erinnerten. Nur selten hat der Architekt solche Details jedoch wortwörtlich übernommen, die meisten hat er abgewandelt und neu miteinander kombiniert.

Konsequent wendete Zanth seinen neu formulierten maurischen Stil auf sämtliche Räume an. Auch die Möblierung entsprach den Vorstellungen, die man sich von einem orientalischen Haus machte: Sie bestand aus bequemen Sofas, kleinen Tabourets, kostbaren Teppichen und Vorhängen. Noch der kleinste Gegenstand mußte in das

maurische Schema passen: Selbst die von Zanth entworfenen Lampen, die mit komplizierten Intarsien versehenen Möbel, die Vasen und Leuchter waren orientalisches Inspiriert. Durch solche Konsequenz mischt sich in die angestrebte Wirkung ein Zug von akademischer Pedanterie. Nicht nur die detaillierte Kenntnis der Vorbilder hinderte den Architekten an einem freieren Umgang mit seinem Material, sondern auch seine erklärte Absicht, „den ausschweifenden Geschmack der Orientalen“ durch „Vernunft“ und „prüfenden Geschmack“ zu bändigen.

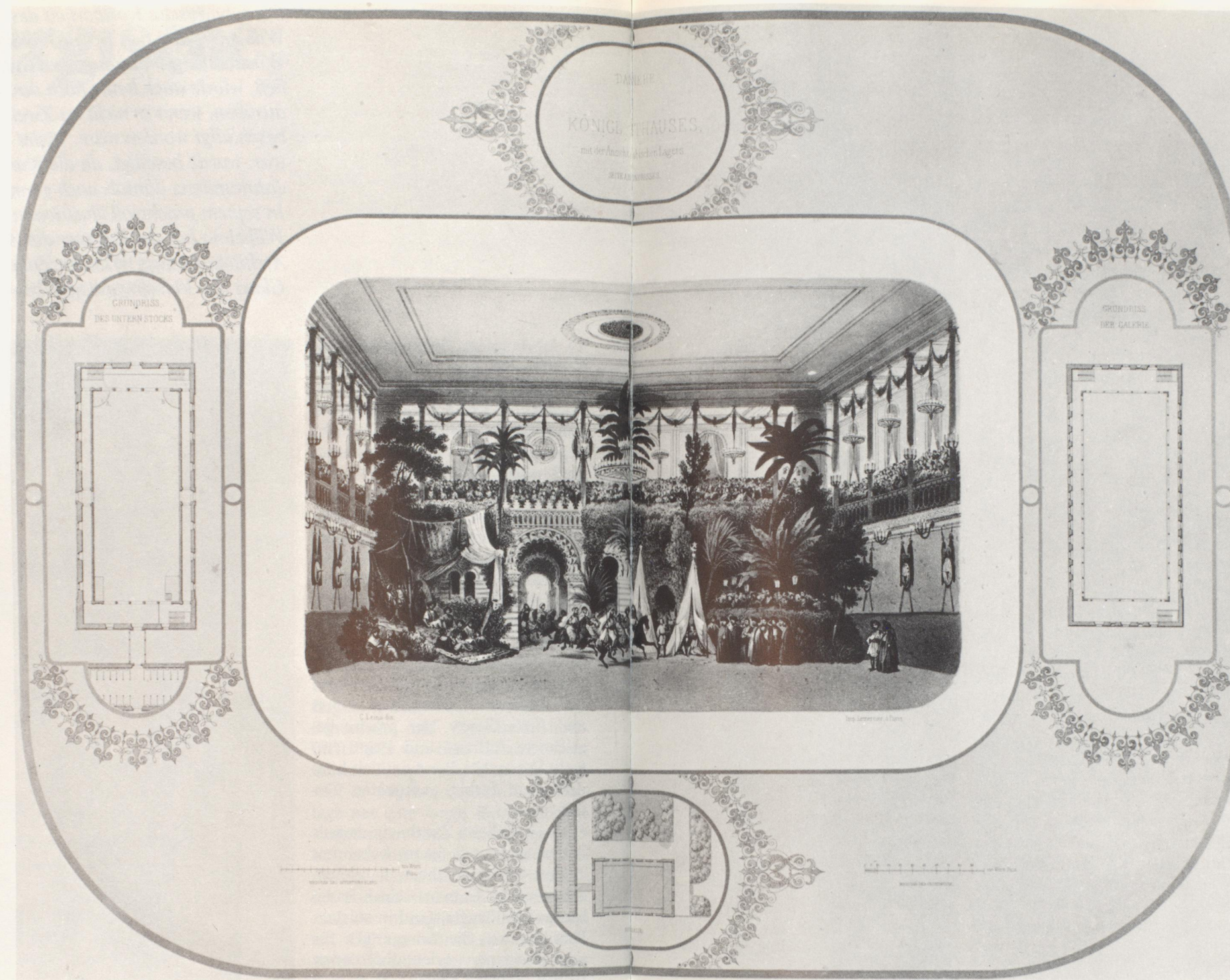
Orientalisches neben Ingenieurbaukunst

Nach außen präsentierte sich die maurische Villa mit ihren links und rechts angesetzten Gewächshäusern als streng symmetrisch organisierte Anlage: Die Anordnung von Seitenflügeln und Eckpavillons um einen erhöhten Mittelbau entsprach dem Schema barocker Schlösser und Orangerien. Die Details waren jedoch „orientalisch“: Die Kuppel mit Spitze und Halbmond, die in Fialen und Halbmonden endenden Eckpfeiler und die Hufeisenbögen mit der darüber angedeuteten Lage von Keilsteinen. Auch die zinnenförmige Dachverzierung und die Streifung der Fassade haben islamische Vorbilder. Die Farbigkeit des Baus wurde durch die aus rötlichen und gelben Natursteinen geschichtete Fassade, die vergoldete Kuppel und die bronzierte Eisenkonstruktion der Gewächshäuser bestimmt.

Wilhelm I. hatte seinen Architekten eigens nach England geschickt, damit dieser die neuesten Bauten aus Eisen und Glas vor Ort studieren konnte. Zanth besichtigte nicht nur Joseph Paxtons Gewächshäuser in Chatsworth, sondern vermutlich auch den großen Wintergarten von Syon House. Auch die Gewächshäuser im Pariser Jardin des Plantes waren ihm bekannt: Von diesen übernahm er das Prinzip der Vorfertigung. Für die langgestreckten Flügel und die Eckpavillons entwarf er als einheitliches Wandelement einen gußeisernen Rahmen, der durch einen Hufeisenbogen ausgesteift wird. Die standardisierten Grundelemente konnten zu beliebiger Länge addiert werden. Angefertigt wurden sie von der Eisengießerei in Wasseralfingen, montiert wurden sie am Bauplatz.

Trotz der hohen Herstellungskosten legte Wilhelm I. großen Wert darauf, daß seine Gewächshäuser aus Eisen erbaut wurden. Eine Holzkonstruktion wäre damals bedeutend billiger gewesen, hätte aber wohl kaum Aufsehen erregt. Der Eisenkonstruktion kam dagegen als Bekenntnis zu einer neuen Technologie Symbolwert zu: Sie zeigte nicht nur, daß man in Württemberg die industrielle Entwicklung in Frankreich und England aufmerksam verfolgte, sondern demonstrierte zugleich augenfällig, daß

Nicht nur in der Architektur der Wilhelma war Orientalisches im Stuttgart des 19. Jahrhunderts gegenwärtig: Anlässlich der Hochzeit des Kronprinzen wird im Reithaus an der Neckarstraße ein Turnier zwischen „Sarazenen“ und „Kreuzrittern“ abgehalten. Lithographie aus dem Werk von Friedrich Wilhelm Hackländer: „Das Caroussel...“, 1846



Ansicht des Wohnzimmers in der Maurischen Villa mit Ausblick auf das Neckartal. Lithographie aus Ludwig Wilhelm Zahnt „Die Wilhelma...“

man in der Lage war, den gleichen Weg einzuschlagen. Das Prestige, mit dem sich die Anwendung von Eisen verband, erleichterte es, die ungewohnte technische Ästhetik zu akzeptieren.

Die Gewächshäuser dienten weniger gärtnerischen oder botanischen Zwecken: Sie waren in erster Linie eine Erweiterung der Wohnräume und deren optische Verlängerung in die immergrüne Weite einer illusionären Tropenlandschaft.

Die seltenen Besucher, die der württembergische Herrscher in sein privates Reich einließ, betraten eine in sich geschlossene künstliche Welt, die in konzentrierter Form die Illusion eines Orients vermittelte, wie er nur in der abendländischen Phantasie existieren konnte. Dieser imaginäre Orient war das Ergebnis eines eklektischen Verfahrens. Er setzte sich zusammen aus Elementen verschiedener exotischer Welten: aus den am besten geeigneten Formen islamischer Architektur und den nur im künstlichen Treibhausklima gedeihenden Pflanzen tropischer Landschaften. Gemälde mit exotischen Motiven lieferten der Phantasie zusätzliche Nahrung.

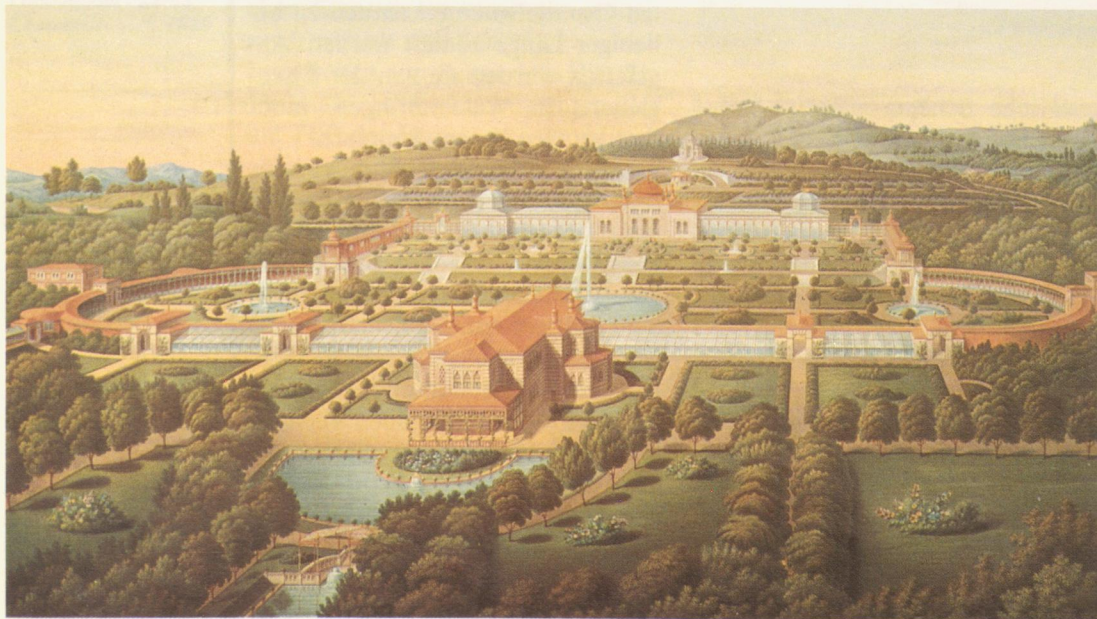
Daß ein derart verdichteter Orient alles übertreffen mußte, was der reale Orient zu bieten hatte, war offensichtlich. Es erstaunt daher nicht, daß Hammer-Purgstall die Wilhelma weit über die orientalischen Paläste stellte, die er selbst gesehen hatte. Nur hier, weit entfernt von der authentischen Erfahrung, ließ sich die Wirklichkeit so total der Phantasie unterwerfen.

Wilhelms kostspielige Bauprojekte wurden in den unruhigen Zeiten des Vormärz nicht kritiklos akzeptiert. Daß sich der Monarch vor allem in wirtschaftlichen Krisenjahren wegen der hohen Ausgaben für seinen Märchenpalast in Konflikt mit seinem Pflichtbewußtsein befand, deuten die immer wiederkehrenden Sparappelle an seinen Architekten an.

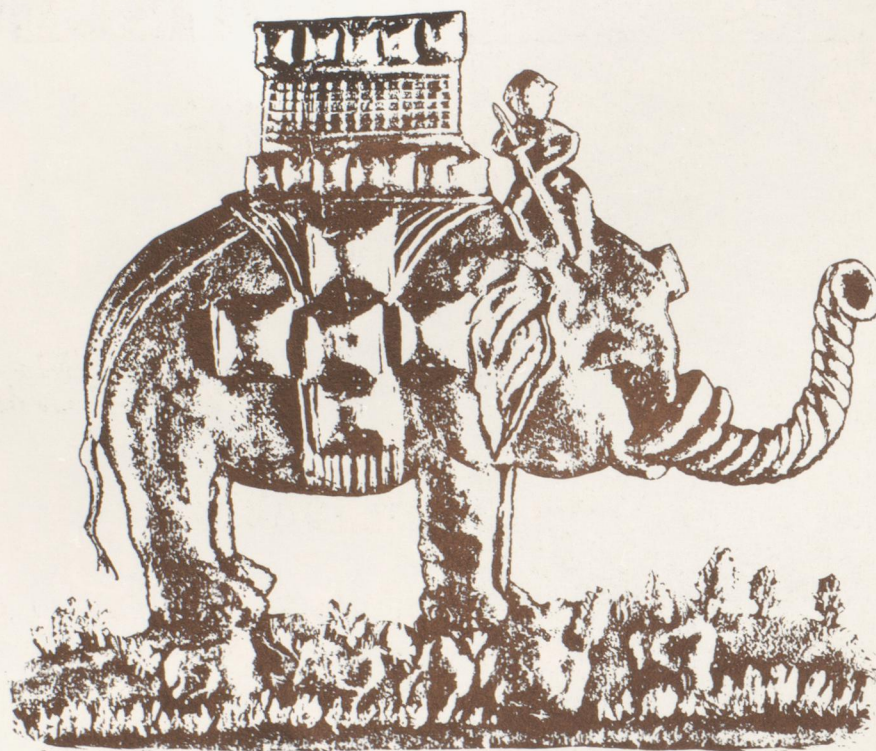
Nicht zuletzt, um sich der öffentlichen Kritik zu entziehen, verbarg der König die Wilhelma, so gut es ging, vor der Außenwelt. Nur ausgewählten Besuchern erlaubte er den Zutritt. Obwohl sich in der gesamten Anlage noch etwas vom Geist höfischen Lebens ausdrückt, schien Wilhelm mit seiner maurischen Villa eher Ansprüche an ein bürgerliches Privatleben zu verbinden. Sie war für ihn vermutlich ein Zufluchtsort, an dem er wie die maurischen Könige in ihrer Alhambra „alle Pflichten des Lebens“ vergessen konnte.

Aus dem Konflikt zwischen politischer Verantwortung und dem Wunsch nach orientalischer Prachtentfaltung entstand eine Architektur, die trotz ihrer Kostspieligkeit Exzesse vermied. Zanthos Bemühen um wissenschaftliche Seriosität zeigt, daß man die Rechtfertigung dieses spätfeudalen Projekts nicht zuletzt in seinem Beitrag zur Stildiskussion und zur Entwicklung der Kunst sah, von der man behauptete, sie stelle „ein wertvolles Förderungsmittel der Gesittung und des Wohlstands für Alle“ dar — so jedenfalls schrieb Zanth im Vorwort seines „Wilhelma“-Buches.

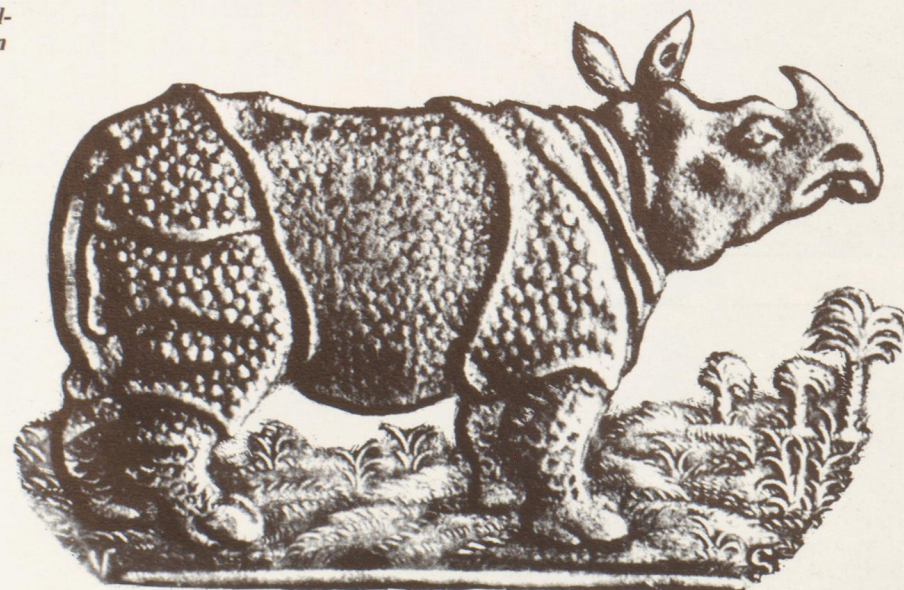
Gesamtanlage der Wilhelma aus der Vogelperspektive. Lithographie aus Ludwig Wilhelm Zahnt „Die Wilhelma...“



Ausschnitt aus einer Silbermedaille von Johann Reinhold Engelhart zur Verleihung des Elefantenordens an Wilhelm von Anhalt, 1695



Teil einer Gedenkmünze aus Zinn, geprägt anlässlich der ersten Zurschaustellung eines indischen Nashorns in Stuttgart, geprägt in Nürnberg, 1748



Exotische Tiere in der europäischen Kunst

Exotische Tiere beschäftigen seit Jahrtausenden Phantasie und Schaulust der Europäer. Auch auf Künstler üben Sie ihre Faszination seit jeher aus. Eine nahezu unüberschaubare Flut von Darstellungen fremdartiger Lebewesen entstand, die in allen Museen der Welt zu finden sind. Auch die Sammlungen Baden-Württembergs bewahren eine Fülle von Zeugnissen, die Aufschluß geben über die Begegnung europäischer Künstler mit Tieren ferner Länder.

Gewirkter Wandbehang mit Papageien und Drachen, um 1300

Die Kunst- und Wanderkammern, die seit dem 16. Jahrhundert von Königen, Fürsten und Gelehrten angelegt wurden, bewahrten Naturalien, Kunstgegenstände und Raritäten aller Art, die als enzyklopädisches „Abbild der Welt“ Zeugnisse fremder Kulturen vorstellten. Der Nautiluspokal aus dem Jahre 1691 ist ein typisches Beispiel für die phantasievolle Verbindung von echtem Naturgegenstand mit künstlichem exotischen Beiwerk aus Mensch und Tier

— T n p e h n g n



40

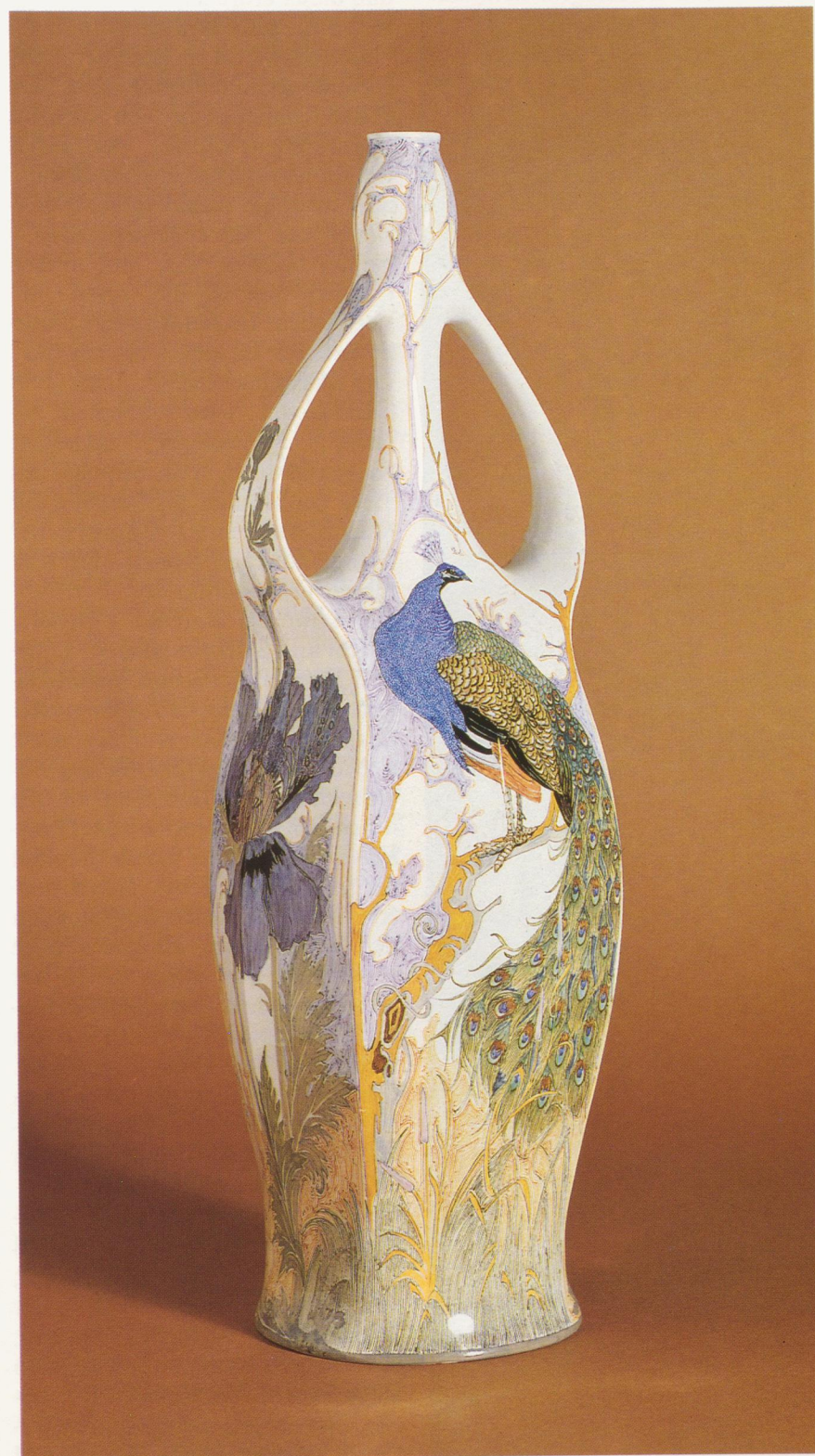
Christiane Luz

Für den Menschen von heute, der „dank der Medien“, nicht einmal mehr die zoologischen Gärten seiner nächsten Umgebung aufsuchen muß, um einen leibhaftigen Elefanten, ein Rhinoceros oder eine Giraffe sehen zu können, scheinen die Schwierigkeiten eines mittelalterlichen Künstlers kaum mehr vorstellbar, der Elefanten nach dem Hörensagen zeichnete und sich bei der Darstellung von Löwen auf Überlieferungen stützen mußte. Ohne Zweifel läßt sich die Skurrilität der meisten Darstellungen jener Zeit auf das fehlende Naturvorbild zurückführen. Gleichzeitig aber wird deutlich, daß die Entdeckungsgeschichte des exotischen Tiers auf das engste mit dem Phänomen „Exotismus“ verbunden ist: Das Fremde und Unbekannte stimuliert die Einbildungskraft, die Wirklichkeit wird in einem nicht unbeträchtlichen Maß der individuellen Phantasie unterworfen und mehr oder weniger bewußt verändert.

Wunderwesen und spätantike Symbolwelt

Die antiken Wundererzählungen von Herodot, Ktesias von Knidos und Megasthenes lebten in den Werken römischer Autoren wie Strabo, Plinius d. Ä. und Solinus weiter. Die Gelehrten der griechisch-römischen Welt berichteten von wirklich existierenden exotischen Tieren, aber auch von fiktiven Mischwesen, die sie mit eigenen Augen — vorzugsweise in Indien und Äthiopien — gesehen haben wollten. Manches der von ihnen beschriebenen Wunderwesen hielt sich mit erstaunlicher Hartnäckigkeit bis in die Neuzeit.

Mehr noch als die Urfassungen antiker Literatur, bestimmte der „Physiologus“ die Bildwelt des im Mittelalter lebenden Künstlers. Der Physiologus (Naturkundler) lebte in Ägypten — vermutlich in Alexandria — und verfaßte seine naturgeschichtlich-religiöse Schrift im 3. oder 4. Jahrhundert in griechischer Sprache. In seine Erzählungen gingen verschiedene vorchristliche Überlieferungen aus dem Orient, altägyptische Mythen, die antike Naturlehre und jüdisch-auf biblische Quellen ein und verbanden sich mit der christlichen Heilslehre. Katalogartig verzeichnete er rund fünfzig reale und phantastische Tiere, Pflanzen und Mineralien und belegte sie mit symbolisch-moralisierender Bedeutung, die sich auf Christus, den Teufel, die Kirche oder den Menschen bezog. Dem biblischen Text und der sich anschließenden Exegese wurde eine Illustration beigegeben, die dem Künstler eine ungefähre Vorstellung vom Aussehen des behandelten Tieres geben sollte. Eifrige Übersetzertätigkeit machte das Werk schon früh in allen wichtigen Sprachen zugänglich und sorgte so für seine weite Verbreitung. Entsprechend der christlichen Heilsgeschichte ergab sich für einige exotische Tiere eine bevorzugte Stellung. Besonders häufig wurden der Löwe, die Schlange, der Pfau, der Drache (ein erfundenes Mischwesen aus Schlange und Krokodil), der Elefant und der Affe dargestellt. Ein schönes Beispiel mittelalterlicher Tierdarstellung ist ein gotischer Wandbehang im Augustiner-museum in Freiburg, der Drachen, Löwenmasken und Papageien zeigt. Im Physiologus ist der Papagei Symbol für die unbefleckte Empfängnis Mariens und die Reinheit



Der Pfau, der in der sakralen Kunst als Paradiesvogel und Sinnbild für die Unsterblichkeit auftrat, erfuhr im Jugendstil und Symbolismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts eine Wiederbelebung. Auf einer Eierschalporzellanvase von Juriaan Kok aus dem Jahre 1908 entspricht das endlos herabfallende und in vielen Farben schillernde Gewand des Vogels, sowie seine anmutig schlanke Form, dem überfeinerten Schönheitskult des Fin de siècle

41

der Gedanken, Worte und Taten des Erlösers. Es wird auf der Textilie der Sünde und dem Bösen entgegengesetzt, die in den Drachen verkörpert sind.

Elefanten, Löwen, Affen

Besonders kuriose und skurrile Darstellungen lassen sich in der mittelalterlichen Kunst für den Elefanten finden, der seit jeher zum bevorzugten Objekt menschlicher Neugierde und Schaulust gehört. Stärker noch als der Löwe verkör-

pert er den Inbegriff des exotischen Tiers. Besonders häufig findet sich dabei der Typus des turmtragenden Elefanten, wie er in den Makabäerbüchern beschrieben wurde. Hier wird vom Schicksal des Juden Eleazar und seinem Kampf gegen die mit Elefanten ausgerüsteten Kompanien des Antiochus berichtet. Um sein Volk vor den Angreifern zu retten, warf sich Eleazar mutig unter den größten der Kriegselefanten und versetzte ihm eine tödliche Wunde. Das Tier brach zusammen und fiel auf Eleazar, so daß dieser erdrückt wurde. Der Opfertod Eleazars wird als Vorbild des Opfertods Christi gedeutet: Der Elefant versinnbildlicht in diesem Zusammenhang die von Christus überwundene Sünde. Der Typus des turmbewehrten Elefanten kann aber auch auf abendländische Versionen der Alexandersage zurückgeführt werden, die, auf antiken Quellen fußend, die Taten und siegreichen Eroberungszüge Alexanders des Großen verherrlichten. Der makedonische Feldherr und „König von Asien“ erbeutete auf seinen Siegeszügen zahlreiche Kriegselefanten, die seitdem als Tiere der Könige, als Sinnbild für Macht, Stärke und Reichtum in der abendländischen Kunst- und Kulturgeschichte auftreten. Der Löwe als Sinnbild imperialer Macht und Stärke zählt zu den ältesten Motiven der Kunst. Bereits Jakob schaut Juda den Stammvater Christi, als Löwen. Von hier leitete sich die Christussymbolik des Löwen im Neuen Testament ab, die durch den Physiologus weiter gefestigt wurde und der ihn als Sinnbild der Auferstehung des Herrn deutete. Nach biblischen Quellen kann der Löwe jedoch auch das Böse verkörpern. Vor allem die in der mittelalterlichen Portalkunst auftretenden menschenfressenden Löwen verkörpern den Typus als Dämon. Besonders deutlich wird dies auch in der alttestamentarischen Erzählung von Simson, der den Dämon in Gestalt des Löwen bezwingt. Der Affe ist aufgrund seiner Häßlichkeit im Physiologus ein Abbild des Teufels: Er hat einen Kopf, aber keinen Schwanz; so hatte der Satan einen herrlichen Anfang, aber seine Verdammnis wird kein Ende haben. Als Sinnbild des Bösen findet er sich neben Eva im Paradies oder erscheint als Symbol

für den in seinen Sünden verstrickten Menschen.

Auch die Menschenähnlichkeit und der Nachahmungstrieb des Affen gehören seit frühester Zeit zu den beliebten Motiven künstlerischer Darstellung. Ein besonders eindrückliches Beispiel findet sich im Kurpfälzischen Museum in Heidelberg. Mit einem Mandrill, einem im Süden Afrikas beheimateten Pavian, porträtierte ein anonymen Künstler den Hofzwerg des Kurfürsten Karl Philipp. Der gedrungene Körper Perkeos und der plumpe, hämisch grinsende Pavian sind anspielungsreich in Beziehung gesetzt. Als ständiger Begleiter des Narren, dem es als einzigem erlaubt war, menschliche Torheiten und Schwächen am Hofe vorzutragen, verkörpert der Mandrill die niederen Triebe des Menschen. Der Betrachter, der nur allzu schnell bereit ist, sich über die beiden gnomhaften Kreaturen zu erheben, wird sich durch deren spöttisches Grinsen seiner Eitelkeit und seines Dünkels bewußt.

Leibhaftige Exotik

Die wenigen exotischen Tiere, die während des Mittelalters nach Europa kamen, übten einen kaum nennenswerten Einfluß auf die Kunst ihrer Zeit aus. „Aboul-

Abaz“, der Elefant Karls des Großen, der als Geschenk des Kalifen Harun-al-Raschid dem römischen Kaiser deutscher Nation am 20. Juli 802 in Aachen übergeben wurde, war vermutlich der erste Elefant, der seit Hannibals Zug über die Alpen (218 v. Chr.) wieder europäischen Boden betrat. Gleichzeitig leitete „Aboul-Abaz“ die Tradition des „diplomatischen“ Tiergeschenks ein, die sich bis in die Gegenwart verfolgen läßt. Neben dem Elefanten soll Karl der Große auch einen Affen und später einen Löwen vom Emir in Kairo erhalten haben. Die Tiere bildeten zusammen mit heimischem Wild den Grundstock seines Tierparks, der sich an fernöstlichen Vorbildern orientierte.

Dieses frühe Beispiel exotischer Tierhaltung, erfuhr seine wohl glanzvollste Ausprägung durch die wahrlich morgenländische Pracht der Menagerie Friedrichs II. (1212–1250), der in seinem sizilianischen Erbreich einem orientalischen Potentaten vergleichbar residierte. Die Tiersammlung des Staufers gilt als die erste planmäßig zusammengestellte Menagerie eines europäischen Herrschers, die in erster Linie der Repräsentation und der stolzen Bestätigung des sich über alle Geschöpfe der Welt erhebenden Menschen dienen sollte.

Eroberung der Wirklichkeit

Nach dem erhaltenen Bestand an Zeichnungen, Skizzen und Musterblättern zu urteilen, vollzogen oberitalienische und burgundisch-niederländische Künstler die entscheidende Hinwendung zur neuzeitlichen Tierdarstellung. Nicht mehr der Typus, die Chiffre „Löwe“, der eine vorbestimmte, heilsgeschichtliche Botschaft zu vermitteln hatte, war das erklärte Ziel künstlerischer Tierschilderung, sondern das individuelle Geschöpf, der Bau seines Körpers, die Besonderheiten der jeweiligen Art und Rasse und die Stofflichkeit seines Fells. Die behutsame Aneignung und doch revolutionäre Eroberung der Natur und ihrer Lebewesen kündigt sich in den Tierstudien Giovanni de' Grassis (gest. 1398) an und findet ihren ersten Höhepunkt in den Skizzen Pisanellos (1395? bis um 1455). Diese beiden Persönlichkeiten schufen die Grundlage für eine unvoreingenommene Natur- und Tierdarstellung, auf der die Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts aufbauten, und die Leonardo da Vinci und Albrecht Dürer zu einem Höhepunkt führten. — Daß de'Grassi und Pisanello neben heimischen Tieren und Jagdwild auch exotische Tiere wie Geparden, Affen, Löwen und Leoparden zeichnen konnten, verdankten sie dem Machtanspruch italienischer Fürsten- und Adelsgeschlechter, die, der Tradition Friedrichs II. folgend, Menagerien wilder Tiere, sogenannte „serragli“, anlegten. Die reiche Handelsstadt Venedig, die das uneingeschränkte Handelsmonopol mit Konstantinopel innehatte, war die entscheidende Zwischenstation beim Import und Weiterverkauf der hochbezahlten Luxustiere.

Auch die expansive Politik des portugiesischen Infanten Heinrich des Seefahrers (1394–1460), die das Zeitalter der Weltentdeckung einleitete, brachte vermehrt exotische Tiere nach Europa. Der in Venedig geborene und in portugiesischen Diensten stehende Seefahrer Alvise da Ca' da Moto unternahm 1454 im Auftrag des Infanten Erkundungsfahrten entlang der atlantischen Küste Afrikas. Er war wohl der erste europäische Entdeckungsreisende, der sich durch den Handel mit exotischen Tieren eine zu-

sätzliche Einnahmequelle schuf. Die reichen Augsburger und Nürnberger Handelsfamilien Fugger und Paumgartner versuchten ebenfalls an dem einträglichen Geschäft mit exotischen Tieren zu partizipieren. So erwarb Jakob Fugger der Reiche (1459–1525) von Kaiser Karl V. eine Lizenz zum Fang und Handel mit Wildtieren. 1458 kaufte der Rat der Stadt Nürnberg von Anton Paumgartner einen für den Erzbischof in Mainz bestimmten Halsbandsittich für 25 Gulden. Zusammen mit einem für den Vogel bestimmten vergoldeten Bauer mußte die Stadt den stattlichen Betrag von 50 Pfund, 12 Schilling und 2 Hellern aufbringen, ein Betrag, dem heute eine Summe von etwa 3800,— Mark entspricht.

Der Tradition des exotischen Tiergeschenks morgenländischer Herrscher an europäische Potentaten, verdanken wir unter anderen auch die Darstellung eines indischen Nashorns durch Albrecht Dürer. Papst Leo X. sollte 1515 ein Rhinoceros von König Muzafar von Kambodscha erhalten. Beim Transport der kostbaren Ladung von Lissabon nach Rom, geriet das Schiff jedoch in einen Sturm, bei dem das Nashorn von Deck gerissen wurde und ertrank. Auf eine Skizze und Beschreibung aus zweiter Hand gestützt, fertigte Dürer

Von Italien ausgehend verbreitete sich seit dem Ende des 14. Jahrhunderts das Spiel mit aus Papier (Charta) gearbeiteten Karten. Beim Tarock tritt neben die vier Farben eine eigene hierarchisch gegliederte Trumpfreihe, die anfänglich ohne Zahlen einer rein gedanklichen Bildlogik folgte

Rhinoceros aus einem Tiertarock, hergestellt von Andreas Benedict Göbl, Ende des 18. Jahrhunderts

Kamel mit Führer aus einem Jagdtarock, hergestellt von Johann Edelmann, 1810

Orientaler auf einem Kamel aus einem Tiertarock, Ende des 18. Jahrhunderts

1828 verehrte der ägyptische Pascha Mehemed Ali dem Kaiser von Österreich ein Holzmodell mit einer Giraffe, die von einem Orientalen in Phantasie-tracht geführt wird





Giovanni Domenico Tiepolo, der Sohn Giambattista Tiepolos, zeichnete das Meisterwerk seines Vaters, das Treppenhausfresko der Würzburger Residenz in einzelnen Motiven ab. Rötelzeichnung der „Allegorie des Erdteils Asien“, 18. Jahrhundert

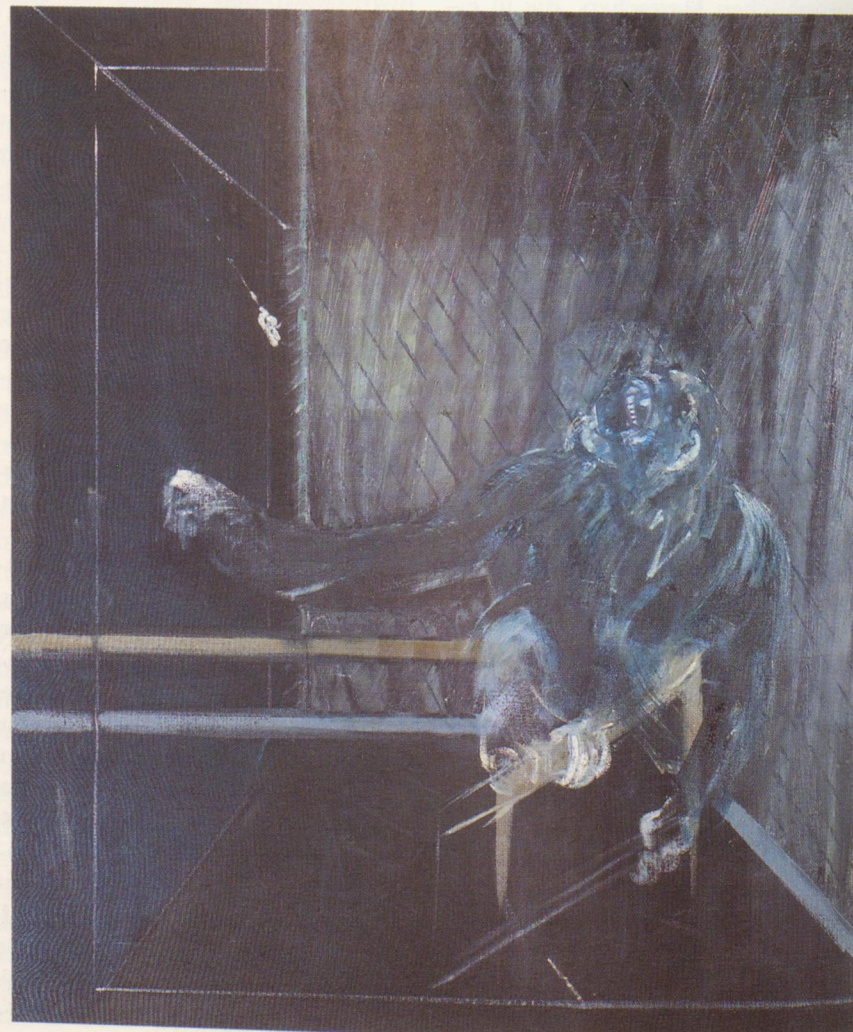
Ein wie vom Wahnsinn befallener Affe, der in artistischer Körperversenkung auf einer Metallstange balanciert — mit kraftvoll wilder Geste nach einem Pendel schlägt und das Maul zum Schrei, zum Biß oder zur lüstern-gierigen Liebkosung öffnet, schockiert in der Ambivalenz der bedrohlichen bedrohten Kreatur. Ölgemälde von Francis Bacon, 1955

eine Federzeichnung und einen Holzschnitt an, der als Prototyp des Nashorns bis in das 18. Jahrhundert vorbildlich blieb.

Schaustellerei

Bis zur (vermutlich) ersten Zurschaustellung eines Nashorns in Deutschland vergingen noch mehr als 200 Jahre. Erst durch die Europatour der indischen „Nashorn-Dame“ Clara, war die Gelegenheit gegeben, den Stich Dürers am lebendigen Objekt zu überprüfen. Zur Erinnerung an das Ereignis wurde eine Medaille herausgegeben, auf der Rückseite mit der Inschrift: „Wahre Abbildung eines lebendigen Rhinoceros oder Nashorn, so im Jahre 1741, als es drey Jahre alt ware, mit dem Schiff Knaenhoe aus Bengalen nach Holland überbracht worden. Es ist solches in Asia in dem Gebiet des großen Mogols in der Landschat Asem gefangen worden. Im Jahre 1748 ist es in Stuttgart gewesen und befunden worden 5 Schuh, 7 Zoll hoch, 12 Schuh dick und hat gewogen 5000 Pfund.“

Die Zurschaustellung exotischer Tiere auf den jährlich stattfindenden



Bildnis des Hofzwerger Perkeo mit einem Mandrill von einem unbekannten Maler, um 1720

Jahrmärkten und Messen, läßt sich seit der Mitte des 15. bis ins 18. Jahrhundert hinein vermehrt nachweisen. Diese für die Bevölkerung initiierten Vergnügungsschauen trugen wesentlich dazu bei, daß sich das Wissen um das Aussehen exotischer Arten im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts weiter vervollkommen konnte.

Pathos, Romantik und private Mythologien

Im 17. Jahrhundert erfuhr die Tier-schilderung in den Werken Rembrandts und des Flamen Peter Paul Rubens eine außerordentliche Neu-

orientierung. Nicht mehr die äußere Erscheinung des exotischen Tieres, sondern der individuelle Bedeutungsgehalt den der Künstler dem Motiv verleiht, steht im Vordergrund. Während die verinnerlichten Tierdarstellungen der holländischen Schule in den bürgerlichen Realismus des 19. Jahrhunderts führten, mündeten die von Pathos und barocker Dynamik durchdrungenen Tier- und Jagdszenen Rubens' in die französische Romantik des 19. Jahrhunderts, die in Eugène Delacroix ihren wichtigsten Vertreter fand.

Der bereits im Jahre 1626 gegründete Pflanzgarten König Lud-

wigs XIII. im Pariser Vorort St. Victor, entwickelte sich im Laufe der aufklärerischen und revolutionären Bürgerrechtsbestrebungen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, zum ersten bürgerlichen Zoo, der Ménagerie des Jardin des Plantes, in dem auch Delacroix ausgedehnte Tierstudien betrieb.

Der bürgerliche Zoo, das heißt eine Tiersammlung, die allen Bürgern gegen Entgelt offen steht und nicht dem Amüsement und der Prachtentfaltung privilegierter Schichten dient, sondern erzieherische und aufklärerisch-wissenschaftliche Ziele verfolgt, markiert eine neue Zäsur in der Geschichte des exotischen Tieres. Dem Pariser Beispiel folgten London 1828, Antwerpen 1843, Berlin 1844, Frankfurt am Main 1858, Köln 1860, Dresden 1861 und Hamburg 1863.

Als neues Thema der Kunst trat „der Künstler im Zoo“ auf. Hier beginnen sich schon ganz individuelle stilistische und inhaltliche Positionen abzuzeichnen wie etwa die skizzenhaften Impressionen Slevogts im Frankfurter Zoo oder die zu visionären Tiersymbolen reduzierten Bildschöpfungen Franz Marcs, der sich auch in seinem Tagebuch begeistert über einen Zoo-besuch äußerte: „... Heute den ganzen Tag im Zoologischen Garten, der mich außerordentlich erregt. Welch ein seltsames und starkes Leben in allen diesen Tieren! Das verwirrt mir den Kopf...“.

Im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts kann immer weniger von gemeinsamen Positionen ausgegangen werden. Die privaten Mythologien und Obsessionen von Dali, der die Giraffe als männliches kosmisches Ungeheuer der Apokalypse deutet, die Spannweite der Kunst Picassos, der den Affen als lasziven Spielgefährten oder als wuchtig stolze Affenmutter aus objet-trouvé-Teilen baut, die erschütternden Selbstbespiegelungen Francis Bacons, der den Schimpansen als Abbild animalisch-menschlicher Triebhaftigkeit auf die Leinwand bannt, stellen markante Einzelpositionen bedeutender Künstler der Moderne dar, die sich einer zusammenfassenden Darstellung und Interpretation entziehen, gleichzeitig aber die ungebrochene Kraft eines Motivs europäischer Kunst beweisen, das bis heute nichts von seiner Faszination verloren hat.

Badische Chinesen

Als im 17. Jahrhundert zartes Porzellan aus China in immer größeren Mengen nach Europa kam, wurden die kostbaren Gefäße mit purem Gold aufgewogen. Ihre Schönheit und fremdartige Faszination ließ eine rasch um sich greifende Chinamode entstehen, die sich zunächst um getreue Nachahmung der Vorbilder bemühte. Erst seit etwa 1720 entstehen die eigentlichen „Chinoiserien“, die sich von den ostasiatischen Originalen immer weiter entfernten, indem phantasiebegabte Künstler die Vorbilder nach und nach durch eigene Erfindungen verwandelten, sie sozusagen „europäisierten“. Nahezu jede Fayence- und Porzellanmanufaktur entwickelte dabei einen eigenen Stil, so auch die „Porcellain-Fabrique“ im badischen Durlach.

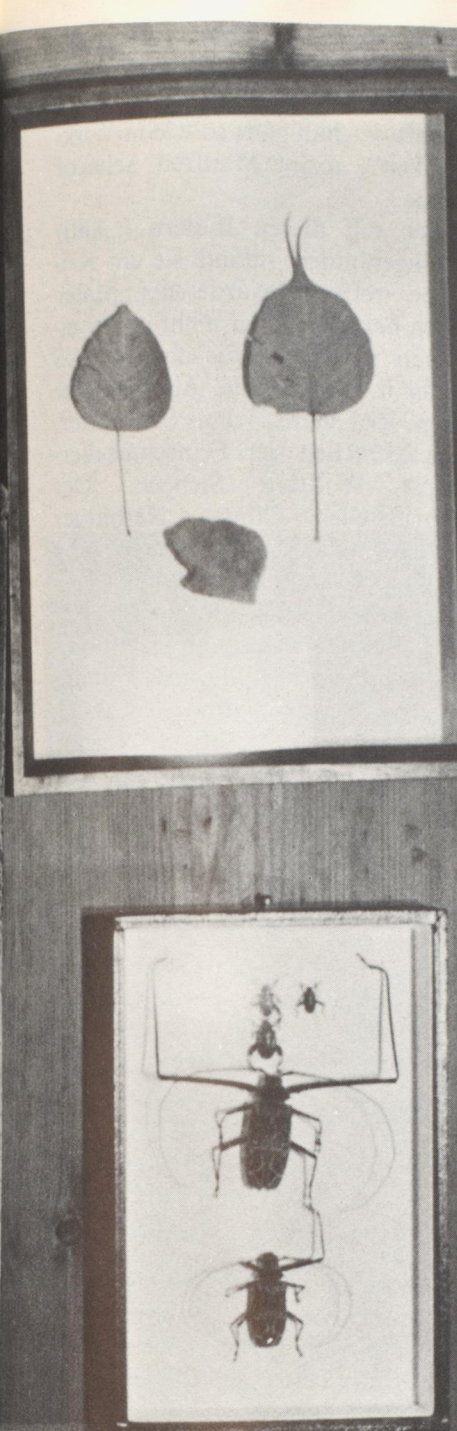
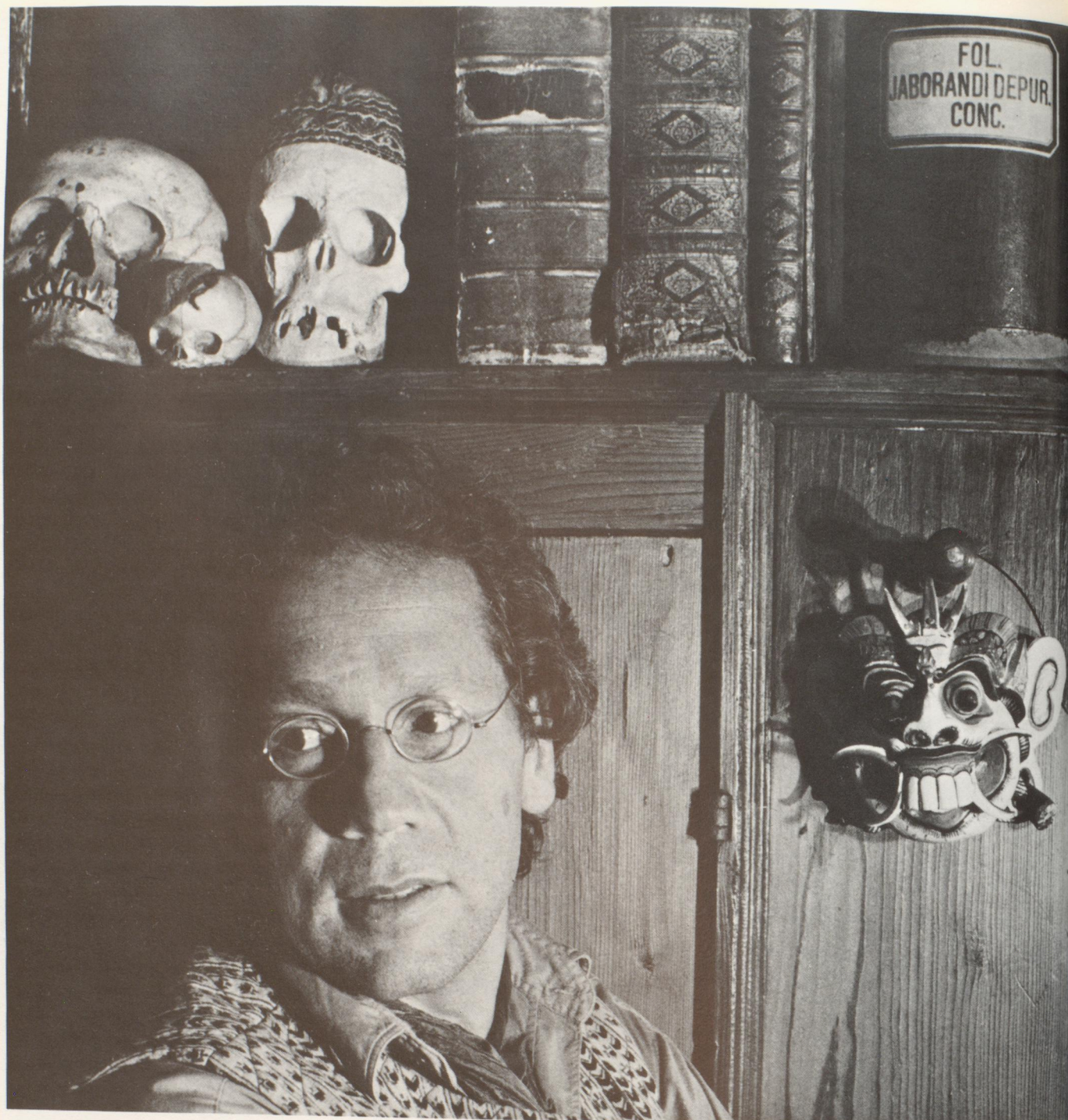


Monika Bachmayer

Um kostbare Porzellane selbst herstellen zu können, wurde in ganz Europa fieberhaft versucht, das „Arkanum“, das von den Chinesen streng gehütete Geheimnis der Porzellanherstellung endlich zu lüften. Dies gelang erst 1708 in Meißen. Um aber die begehrten Waren, wenn schon nicht in ihrem Material, so doch in ihrem ästhetischen Eindruck zu kopieren, mühte man sich in der Fayence-Technik ähnliche Effekte zu erzielen; mit dem größten Erfolg im holländischen Delft. Delfter Fayencen fanden reißenden Absatz und regten die Gründung zahlreicher Fayence-Manufakturen auch in Deutschland an. Obwohl sie sich sehr anspruchsvoll „Porcellainfabrique“ nannte, fertigte die Manufaktur in Durlach (1723–1847) ausschließlich Fayencen an, Arbeiten von hoher Qualität und großem malerischen Reiz. Besonders Erfolg hatten die Chinesendekore, die ihren ganz eigenen Charakter haben. Auf Teegeschirren, auf Tellern, Tablets, auf Wärmegeschirren, Leuchtern und Schreibzeugen bewegen sich in phantasievoller Heiterkeit kleine exotische Männer und Frauen in bizarren Gewändern, von fliegenden Drachen und großen Insekten umgeben. Essend und rauchend, Tee trinkend und gestikulierend sitzen sie unter Palmen, tanzend und Flöte spielend, auf der Jagd nach Vögeln und Fischen; von Hunden umgeben oder Gauklern zusehend wandern sie zwischen exotischen Sträuchern oder in Gärten und Pagoden. In virtuoser Technik und gekonnter Raumaufteilung sind sie in damals modischem Seladongrün oder leuchtendem Gelb gemalt.



Im Scharpfschen Raritätenkabinett modert's, lebt's und webt's, wird sezziert und inszeniert — und natürlich auch gemalt



Ein Guru im Wunderland

Der Allgäuer Maler Manfred Scharpf und seine Welt

Eberhard Rothermel

Der Mai ist im Allgäu wahrlich Wonnemonat. Auf meiner Fahrt von den kargen Höhen der Schwäbischen Alb durchquere ich das weite ebene Land des Donautals und verliere mich hinter Biberach im sanft welligen Voralpengebiet. Abseits der großen Straßen gerate ich in eine Bilderbuchlandschaft, die immer neue Blicke freigibt auf Hügel und Moore, Waldschöpfe und Wiesen. Unmerklich aber unaufhaltsam geht die Orientierung verloren. Südlich der Bundesstraße 30 beginnt, so haben mir Kenner zugerannt, das Wunderland: das Land der Heiligenfiguren und ge-

heimnisvollen Votivkreuze, der Pendler, Gesundheitsbeter und Kräutlerhexen, der verschrobenen Einödbauern und verschwiegenen Fürsten. Hier suche ich nach einem Maler, nach Manfred Scharpf. Auf der Ziegelbacher Höhe über Bad Wurzach fahre ich auf ein kleines Gehöft zu — eines, wie es sich nostalgiesüchtige Städter erträumen; umgeben von blühenden Birnbäumen und knallgelbem Löwenzahnmeer. Dann der Schock: Auf freier Wiese steht ein Sarg. Ein schwarzes Ungetüm, drohend und mahnend, ein unübersehbares „memento mori“ inmitten lebensstrotzender Pracht. Noch während ich leicht benommen aus dem Auto

steige, tritt mir vor der Haustür ein Trumm Mannsbild entgegen, weidet sich stumm grinsend an meiner Verstörung: Ich bin am Ziel angekommen.

Der Sargmaler

Das war, vor nunmehr 16 Jahren, meine erste Begegnung mit Manfred Scharpf. Wir sind damals ins Haus gegangen, Scharpf führte mich die alte Holzstiege hoch in einen kleinen niedrigen Raum, der alle Utensilien eines Ateliers barg: große Staffelei, darauf eine Platte bemalt mit grauen, undeutlichen Schatten und Linien, ringsum Tischchen mit Farbtuben, Pinseln,

Büchsen, Lappen und Paletten. An den Wänden kostbare holzschnitzte, schwervergoldete Rahmen, die meisten leer. Ein Bild fiel mir gleich auf: Das Porträt einer Dame, leichengrau im Gesicht und mit gemalten Farbrissen überzogen, als ob sie, vampirartig, soeben dem Sarg draußen auf der Wiese entstiegen sei. Natürlich galt meine erste Frage dem vollkommen deplazierten „Möbel“. Die Antwort war zuerst ein schallendes Lachen, dann die eher schüchterne Bemerkung in breitem Allgäuer Dialekt: „Da schlaf ich oft drin, des tut mir gut.“

Bis heute weiß ich nicht, was ich diesem wundersamen Maler Man-

Im äußersten Südosten Baden-Württembergs gibt es abgelegene Ecken und Winkel, in denen überraschende Geschöpfe hausen. Das Allgäu ist den einen bekannt als idyllische Ferienlandschaft, anderen als das Reich der verschrobenen und dickschädeligen Originale. Exotische Absonderlichkeit und biedere Alltäglichkeit sind mitunter kaum unterscheidbar verknüpft. In den Bildern und in der Person des Malers Manfred Scharpf stellt sich das exemplarisch dar.

fred Scharpf glauben soll, diesem Ureinwohner des Allgäus. Aber je mehr ich Land und Leute kenne, desto besser verstehe ich Scharpf und seine Bilder. Scharpfs Kunst (Lebenskunst inbegriffen) ist durch und durch realistisch, sie verzichtet völlig auf Symbolisches, aber gerade damit gerät sie zu einem Vexierspiel von Schein und Sein, dessen Ironie abwechselnd Sinnengenuß und Denkanstoß gibt. Je vollkommener die Naturwiedergabe, desto vollkommener ist auch die Täuschung. In Scharpfs Bildern ist das Wunderland Allgäu zu sich selbst gekommen. Hier ist das Absonderliche das Alltägliche, und umgekehrt.

Restaurator und Künstler

Mit dem gängigen Begriff von Kunst hat Manfred Scharpf sowieso nicht viel im Sinn. Das läßt sich leicht aus seiner Biografie erklären. Schon Scharpfs Vater wäre gerne Maler geworden. Aber weil der wiederum einen Vater hatte, der Oberlandjäger und Kriminalist im Allgäustädtchen Isny war, wurde ihm dieser Wunsch mit schlagenden Argumenten ausgetrieben und er mußte „was Rechts“ lernen, nämlich Elektriker. Sein Sohn Manfred, 1945 geboren, durfte dann immerhin mit 15 Jahren eine Malerlehre beginnen. Es folgten eine dreijährige Ausbildung zum Kirchenmaler und Restaurator und die abschließende Meisterprüfung in München 1965.

Sieben Jahre lang reparierte Manfred Scharpf dann in seiner Kisslegger Werkstatt im Alten Schloß unzählige Schränke und Truhen, Heiligenstatuen und Votivtafeln, Ölschinken und Hinterglasbilder, Fresken und Wandverzierung. Dorfpfarrer, Bürger, Fürsten und Bauersleut' brachten ihm ihr „altes Glump“, damit er es mit neuem Glanz versehe. Je mehr Scharpf seine handwerklichen Fertigkeiten vervollkommnete, desto deutlicher bekam er auch eine Ahnung von Lug und Trug der Welt, von menschlicher Eitelkeit und Besitzgier. Und so geschah es, daß er, wie er sich heute ausdrückt, „irgendwie Künstler und Restaurator verwechselte“; mancher Denkmalpfleger verzweifelte an Scharpfs höchst eigenwilligen „Ausbesserungen“ von Deckengemälden in Kirchen und

Kapellen des Allgäus, mancher Antiquitätensammler hängte stolz ein mittelalterliches Tafelbild in die gute Stube, ohne zu ahnen, daß er einen originalen Scharpf besaß. Höhepunkt dieses Irrwegs in die Scheinwelt war schließlich die hochbarocke Ausmalung und Stukierung seiner gutbürgerlichen Dreizimmerwohnung in Kisslegg. Mit diesem monströsen Unternehmen hatte sich Scharpf dann endgültig freigemalt. Statt eine kostümierte Vergangenheit aufleben zu lassen, wandte er sich fortan der Gegenwart zu — mit kritischen, bössarkastischen Pinseleien. Kein Wunder, daß er bald mit seiner Umwelt zusammenstieß. Gerade als Scharpf einen Schwung eigener Bilder frohgemut für die erste Ausstellung in Ravensburg geordnet hatte, kam die Absage der Galerie, vermutlich aufgrund einer konzertierten Aktion von Politik, Presse und Adel, die verhindern wollten, daß der gleichförmig-harmonische Talmiglanz der oberschwäbischen Ehrbarkeit einen Kratzer abbekommen könnte.

„Anti-Heiligenbilder“

Heute, wo Scharpf Waffenstillstand mit diesen Mitgliedern der Gesellschaft geschlossen hat, hat er sogar Verständnis für den Wirbel, den seine Provokationen hervorriefen. Damals aber war er tief verletzt und in die Einsamkeit getrieben. Vielleicht war das gut so. Denn seitdem ist es ihm „wurschtegal“, was selbsternannte oder professionelle Kritiker zu seinen Bildern sagen. Er malt, wie er will, und er will, wie er muß, aus eigenem Antrieb, aus eigenem Kenntnis und eigenem Verständnis heraus. Da gab es zunächst eine kulinarische Phase: Stilleben mit Trauben und Krebsen, Geflügel und sonstigem Getier, einzeln oder zusammengestellt vor die Allgäuer Landschaft, in altmeisterlicher Manier aber mit durchaus eigener Handschrift. Dann kam die Phase der Porträts, Selbstbildnisse oder Konterfeis von Kunden, die Scharpf als Schönmalerei verkanteten. Die Quittung für ihre Selbsttäuschung erhielten sie sogleich gemalt: Da tummelten sich, versteckt, aber um so wirksamer, allerlei makabre Versatzstücke wie Fliegen, Maden, Spinnen und Schnecken auf den Bildern, da zerstörte ein

Düsenjäger oder ein Hochspannungsmast nachhaltig die Traumszenerie der Hintergrundslandschaft — „halt ganz so wie in Wirklichkeit“, meint Manfred Scharpf heute.

Doch mit diesen Bildern („Anti-Heiligenbilder“ nannte sie ein Kritiker treffend) wurde der Maler auch bekannt. Zwar nicht in der eigenen Heimat, dafür aber um so mehr in der Fremde. Aus Münster kam der Galerist Klaus Steinrötter, aus München der Feinschmeckerpapst Wolfram Siebeck. Der Schriftsteller Günter Herburger verfaßte einen Text zu einer Ausstellung, Bundestagspräsident Richard Stücklen kaufte ein Bild für sein Bonner Amtszimmer. Rudolf Augstein und Hildegard Hamm-Brücher wurden schon mal zu einem Marienbild vereint. Augenärzte und Bullenzüchter, Gebäude-reiniger und Gastronomen, Adels-häupter und Politiker gaben sich die Türklinke des Scharpfschen Bauernhofs bei Ziegelbach in die Hand. Bei Mandi, wie ihn seine Freunde nennen, und seiner Freundin Erika fanden sie immer ein gastliches Haus; Allgäuer Kässpätzle, bodenständiger Obstler und immer wieder das schallende Gelächter des „Hausherrn“ lösten jede Art von Verspanntheit.

Bilde, Künstler, rede nicht

Aber wenn die Rede auf seine Bilder kam, wenn die „Kunstgespräche“ anfangen, gab sich Scharpf immer auffallend zugeknöpft. Statt mit den Gästen zu diskutieren, führte er sie hoch ins Atelier und ließ sie bei seiner Arbeit zusehen. Staunend konnte man da in die Geheimnisse der Scharpfschen Malerei eindringen. Geheimnisse? „Als Kirchenmaler habe ich angefangen“, so Manfred Scharpf, „als Handwerker. Zu meiner Ausbildung gehörte die Aneignung der Kenntnisse verschiedenster Maltechniken und Werkstoffe. Handwerker bin ich geblieben. Auf diesem Weg fühle ich mich sicher. Es ist die Schule, durch die auch meine großen Vorbilder gegangen sind: Sie konnten nicht Künstler werden, ohne vorher Handwerker gewesen zu sein. Denn nur die vollendete Beherrschung der Technik erlaubte es ihrem Geist, sich auszudrücken.“ — Natürlich ist diese Betonung des

„Eisvögel in einer Schönheit, die schon unwirklich scheint“



Handwerklichen auch wieder nur die halbe Wahrheit. Aber schon allein darin ist Scharpf den meisten Kollegen haushoch überlegen. Man muß ihm nur einmal zusehen, wie er seinen Malgrund anfertigt: Spanplatten bester Qualität (Holzbretter würden sich bauchen) werden furniert mit Tannen- oder Buchenholz. Ein besonderer Holzleim wird heißgemacht, mit ihm wird Stoff auf die Platten kaschiert — beidseitig, damit sich die Spannung ausgleicht. Darauf kommt der Kreidegrund, eine Mischung von Haut-

beit. Mal peinlich genau mit dem Bleistift, mal locker spontan mit dem Pinsel wird das Motiv vorgezeichnet. Dann kommt, scheinbar zusammenhanglos, Lasur auf Lasur, allmählich werden Konturen sichtbar, einzelne Landschaftselemente wachsen, schließlich vollendet sich das Bild auf wundersame Weise. Aber das dauert schon seine sechs Wochen, bei einer Tagesarbeit von acht bis zehn Stunden. Und je schneller der neugierige Besucher ob der Strapaze des bloßen Zusehens ermüdet das Atelier ver-



In der Wildnis des Adelegg; Kraft aus der Natur oder Ironie in der Selbstdarstellung?

leim und verschiedenen Kreidesorten, die warm mit dem breiten Pinsel aufgetragen wird. Trocknen, erneut auftragen, wieder trocknen. Das Ganze vier Mal. Dann die Hauptarbeit des Schleifens. Tagelang wird die Fläche bearbeitet, bis sie hart und glatt ist wie weißes Porzellan. Schließlich wird der Kreidegrund mit Leinöl eingerieben und gut durchgetrocknet, damit er die Sprödigkeit verliert. Erst dann ist die Unterlage gut genug für die Bemalung. Soviel Geduld und Selbstdisziplin kann wohl nur ein Allgäuer Dickhäuter aufbringen. Die meisten „Kunstfreunde“ von Scharpf jedenfalls interessieren sich erst für den zweiten, den künstlerischen Akt. Aber auch da geht ihnen bald der Atem aus. Perfektioniert hat Manfred Scharpf sein Handwerk in der dritten Phase, der Landschaftsmalerei. Auch sie ist reine Atelier-Ar-

beit, desto lieber ist es dem Maler: „Da kommt bloß Staub auf mei Bilder, des kann i net brauche.“ Weshalb Scharpf bei besonders kniffligen Malvorgängen denn auch nackt vor seiner Staffelei zu sitzen pflegt... Seit 1980 wohnt Manfred Scharpf mit Erika auf dem Herrenberg, in der Wildnis der Adelegg hoch über Isny im Allgäu. Hier oben hat er weniger Zulauf, was ihn nicht stört, dafür Natur pur, die er braucht. Wasser, Luft und Erde, im Winter ein warmes Feuer im Herd — es gibt wenig mehr als die vier Elemente. Das Haus, ein alter Gutshof von 1790, hat ihm der Isnyer Ständesherr Fürst Paul von Quadl vermietet. Der besucht ihn manchmal, bisweilen kommt auch Jäger Toni mit einem frisch erlegten Reh vorbei oder Künstlerkollege Carlo mit einer zermatschten Kröte, die er in Bronze umzugießen denkt.

Exotische Welten — europäische Phantasien: Ablehnung und freundlich lachender Umgang? Sicherlich mehr

Alchimie und Esoterik

Die Festgelage sind seltener geworden, Scharpf hat deshalb nicht seine Schaffensfreude verloren: „Der Berg, auf dem ich lebe, ist jedesmal, wenn ich aus dem Tal nach Hause gehe, ein Symbol für einen beschwerlichen Aufstieg. Aber dann bin ich oben und bin daheim. Auf der Linie meiner Entwicklung habe ich jedoch die Höhe noch lange nicht erreicht.“ So philosophiert der kauzige Allgäuer und rechtfertigt verschmitzt seinen Weg in die vorerst letzte Schaffensphase: Die Suche nach dem Stein der Weisen. Die Alchimie hat es ihm angetan. Das fing ganz harmlos an: In Wangen gibt es einen Fahrradladen. Dessen Besitzer, ein weiteres Allgäuer Original, handelt nebenbei mit Kristallen. Und eines Tages fand Scharpf den Weg dorthin, staunte über einen riesigen rundgeschliffenen Bergkristall im Schaufenster und kaufte ihn. Er war und ist eine Quelle der Inspiration. Wenn er mal den Pinsel aus der Hand legt oder wenn er von seinen langen Streifzügen durch die Schluchten und Tobel der Adelegg heimkehrt, dann verschlingt er alles, was er in umliegenden Antiquariaten und Klosterbibliotheken an einschlägigen Schwarten aufgestöbert hat — etwa dieses Gedicht: Es ist ein Stein und doch kein Stein / In diesem liegt die Kunst allein /



Die Natur hat also gemacht / Doch zur Vollkommenheit nicht bracht / Seinsgleichen wird auf Erd nicht funden / Er wächst auf Bergen und in Grunden / Materiam Primam tut mans nennen / Der ist gar weis, der solchs mag kennen. Kennt er's oder kennt er's nicht? Auf diese Frage antwortet Scharpf bestimmt wieder mit seinem berühmten homerischen Gelächter und verweist auf seine Bilder. Steine sind da drauf, zweifellos, blitzende Mineralien. Daneben Wassermotive mit Tropfen, die man abwischen möchte, Eisvögel in einer Schönheit, die schon wieder unwirklich scheint, Erdklumpen, Materie in Auflösung — allesamt Meditationsbilder, die es darauf abgesehen haben, im Betrachter etwas zu bewegen. Bewegt haben sie tatsächlich viel, allerdings in ungeahnter und unbeabsichtigter Weise. Als seine neuen

Arbeiten bekannt wurden durch Ausstellungen, Publikationen und durch Fernsehfilme, da wurde Manfred Scharpf über Nacht in die Gemeinde der Esoteriker aufgenommen. Naturverehrung, einfaches Leben auf dem Land, überhaupt die Mentalität der hiesigen „Ureinwohner“: Scharpf schien wie geschaffen für die Rolle eines Gurus im Wunderland Allgäu. Anfangs schmeichelten ihm die höheren Weihen, er vertiefte sich in indische Philosophie, aber dann begriff er schlagartig, daß ihn die Jünger mißverstanden hatten. Esoterik als Modeströmung, so sieht er es jetzt, ist nur Ersatz für die Beschäftigung und das Einverständnis mit der Natur. Das hat Scharpf, bodenständig wie er ist, nicht nötig. Er ist selbst ein Stück Natur. In sich hat er sie schon gefunden, in der Malerei ist er auf dem besten Weg dorthin.

Auf orthopädisch empfohlenem Gesundheitsstuhl bei akribischer Malerei

Markgröningens Schäfer

wo laufen sie denn?

„Binnenexotik“ nennt die Wissenschaft die Freude an bunten Folkloreshows, deren pittoresker Reiz und „uralte“ Herkunft den Schaulustigen ebenso fern oder nah ist wie das Leben im abgelegensten Winkel der Welt. Für kurze Zeit überlassen sich Akteure wie Besucher ausgelassenem Spiel und konsumträchtigem Festvergnügen, aus dem sie am Ende wieder auftauchen in die Wirklichkeit ihres Alltags. So auch alljährlich im August beim Schäferlauf in Markgröningen.



Ruprecht Skasa-Weiß

Jahr für Jahr die gleiche Wallfahrt: raus auf den Anger, treibend im kreglen Volk, Schafscheiß schwätzend, vierteleslustig und bierfroh. Dieser Schäferlauf ist ein „Fescht“ — wie kommt's, es gibt kein Halten, jeder zockelt mit? Herdentrieb, Lust am Ergötzen, außerdem ist es uralter Brauch!

Jetzt aber, 's Fescht isch rom, stehst du mutterschafallein auf weiter Flur und fängst sozialkritisch zu blöken an: Mäh, vermarktete Volkstümlichkeit! Blödes Geschäft, ja mäh, mit dem Brauchtum. Schlaue Public Relations der einstigen Freien Reichsstadt hinter dem Asperg, dieses fachwerkstarrenden Oldies unter den Städten im Strohgäu, mäh, mäh!

Den Deubel mit dem Geblöck! Werden uns hüten, zu bocken gegen den derben Rummel samt Sonderpostamt und merkantilem Trara. Nein, nicht gemeckert wider Folklore-Krampf und anachronistisches Turnier-Remmidemmi! Die Stadt riecht nach geölten Fensterläden,

Schupfnudeln, Sauerkraut, Metzel-supp' und, in der Ferne, nach Schaf. Guatmiatig schieben die Leute vorbei an Hammelbraten und Hellebarden, drängen in Beizle, Besenwirtschaften, Buden: Schafseckel, hock di na! Und zu alldem sind die „Nesteln“, womit sie in grüner Vorzeit die Mieder und die Schäferhosentürl verschließen taten, das kolorierte Entree — lederne Festabzeichen, stadtsäckelfüllend und etwas teurer als früher, aber was soll's? Ist der Brauch widerlegt, bloß weil der Schäferlauf-sieger mit dem gestauchten graußen Zaia zugeben muß, er renne sonst 's ganze Johr nemmeh' barfuß? „Verlogen“, ein künstliches Märchen das Fest, bloß weil dir der Schweif eines Landsknechtsgauls ins Objektiv der vollautomatischen Kamera peitscht?

O sohlenkitzelnd urtümlicher Hirtensport! 240 Schritte mißt das Feld, über dessen morastweiche Stoppelbahn die garantiert zeugechten Schäferstöchter preschen, schuhlos mit fliegendem Atem und weißen Waden, jede von ihnen eine

entzückend unarkadisch geschürzte Atalante; aber hinter dem Ziel jappen sie brav wie Bähmulla Name, Alter und Heimatort ins Platzmikrophon, was dachten denn Sie? Um es klotzig zu sagen: das Unzusammenpassende, es konstituiert dies Fest wie überhaupt das Leben, ja, auch das Ihre! Schauen wir auf von Schmalzbrot und Schäferlaufbier, steht da im Kneipen-Fachwerkkübel eine Kokospalme, aus schrundiger Nuß spleißt ihr Schaft gegen die Holzbalkendecke. Das Gewächs hat der Wirt aus der Finsternen Gasse selber ersteigert, und wo? Auf dem Rummelplatz beim Blumen-Jakob, welcher sonst billig, billig sein Grün-Zeug verkauft auf dem Hamburger Fischmarkt (von wo er jedoch alljährlich mit drei Lastern herbeigerollt kommt, sobald sie zur Hundstagszeit wieder ihr Wettwetzen machen, seine geliebten schäferläufigen Schwaben). Plattdeutscher Händler, exotische Palme — stilwidrig, gegen den Brauch? Wer seine Wohnkübel frei weiß von unheimischer Art, werfe die erste Nuß.

Ein Volks-Fest, wahrhaftig!

Natürlich ist dieser Schäferlauf flachstes Freilichttheater, ein Oberammergau des bartholomäischen Barfußgedankens, stoppel-, aber nicht dornenreich, ein Woodstock der wandernden Tierwirte Süddeutschlands. (Tierwirte: Schäfer im Pelz behördlicher Artenbezeichnung.) Drei Tage lang mischen sie tatenfroh mit, die zwölfteihalttausend Seelen der Stadt, aktiv in Umzugs-Uniform oder passiv winkend und trinkend — zum Beispiel die greise Bottich-Balanciererin, die da wasserverplatschend im Rudel ihrer matronalen Mitbewerberinnen übers Feld gewackelt kommt, die kennen wir aus einer nahen Metzgerei, freundlich und hammelfleischhackend. Und dem berittenen Herold mit Lanze und Lederwams, gehört dem nicht in der Altstadt, der engen, ein horizonterweiternder Verleih von Videos? Markgröninger Schäferlauf: Volks-Fest, wahrhaftig!

Dessen Rituale laufen Jahr für Jahr so bahngleich und berechenbar da-

Hie der Hund, da die Herde — einsam auf weiter Flur fügt sich daraus ein-drucksvoll ein Gruppenbild mit Schäfer



240 Schritte mißt das Feld, über dessen Stoppelbahn die Schäferstöchter preschen, schuhlos und mit fliegendem Atem

Die Bottich-Balancierinnen kommen mit großem Ernst wasserplatschend daher

hin wie die Augustsonne am Firmament überm Tribünenplatz. Weckruf des Spielmannszugs, Posaunenblasen vom Turm, Einholen des „Vogts“ (sprich: des Herrn Landrats) an der Markungsgrenze, Willkommtrunk, Kirchgang, Festzug, Krämermarkt, Aufmarsch vorm Stadttor, alles nach Schema F wie Fanfare: Grußwort vom Landeschafzuchtverband, Stoppelwetz männlich und weiblich, keuchkeuch, platschplatsch und holterdiepolter der dunkelpolierten Schäferlade entgegen, alsbald Krönung, Sackhüpfen, Zuberrennen, Schautanz paarig im choreographierten Rudel auf rothenburgische Art (dort ob der Tauber hat man die Schautanzidee vor gut sechzig Jahren schafheimlich abgeschaut, auch Bräuche brauchen ein agiles Management). Endlich das Laienspiel vom „Treuen Barthel“, endlich tags drauf die Reprise, nochmals das Laufen, nochmals das Tanzen, endlich Brillantfeuerwerk mit immer wieder staunendem aaah!

Barthels Vierundzwanzigster Achter

Fehlt Ihnen was im Programm? Jawohl, das Hauptleistungshüten der Schäfer, das kommt zuvor und zuvörderst. Denn ehemals, als deren Treffen noch strikt auf den Vierundzwanzigsten fiel, den Bartholomäustag, stand Belustigung hinten, zuvor ging's um Nützliches, Zunfttagung und -Gericht, verbunden mit einem reellen Wollmarkt. In Markgröningen dabeizusein an Bartholomäi, war durchaus Zwang. Erst seit 1828, als das weidende Gewerbe den Zunftzusammenhalt allmählich aus dem Blick verlor im biedermeierlich grünenden Deutschland, mußte den Zwang guter Wille ersetzen — mit so schlechtem Ergebnis mitunter, daß, wie ein Chronist im Jahr 1833 klagt, „man kaum einen Schäferpurschen zum Sprung hat bekommen können“. Und heut? Also wir Rausgezockelten wissen: es fehlt nicht an Pur-

schen (sowenig übrigens wie an Mädchen). Nur die da „springen“, sind immer dieselben, längst scheint das Geschlecht der Schäfer beklagenswert dezimiert — sie leiden Not, weniger finanziell als an sich selber. Ute Svensson, die Siegerin des letzten Jahrs, war Schäferkönigin bereits im vorletzten — und vorvor respektive vorvorvor? Trug Utes Schwester die Krone, gleichfalls zweimal. Auch der hamelbeinstarke Alois Erhardt scheint auf den Markgröninger Erfolg schon abonniert — von seinen anderen Kronen, den Auswärtssiegen, gar nicht zu reden. (Belohnung in aller Regel: ein Schaf.) Denn selbstverständlich gibt es so was Feines wie das Schäferlaufen nicht bloß einmal: Auch in Urach, im Schwarzwälder Wildberg und, neuerdings wieder, in Heidenheim wird gewetzt, über Weiden und um die Wette. (Die Innung, sagt man, unterhält dort Nebenladen.) Kurz und landratsmäßig gereimt, gilt allenthalben die gleiche Maxime:

„Schneller als des flüchtigen Schafes schneller Fuß / soll der Schäfer laufen, der es fangen muß.“

Immer wieder: ehrlos-unehrlich geheiß

Nicht am schnellsten, aber am längsten läuft er in Markgröningen — seit zirka sechseinhalb Jahrhunderten. Das macht diesen Hirten-treff zum ältesten schwäbischen Heimatfest.

Es ist ein Ritual und ein Brimborium, immer das gleiche. Und doch ganz was anderes als zu Zeiten der hohenstaufischen Kaiser. Einst galten Schäfer als finstere Burschen, als Himmelbeschauer und Mensch- und Tierbesprecher, sie sagten Unwetter vorher und wurden ehrlos-unehrlich geheiß wie die Leineweber, Bader, Schinder. Durchaus sittigend sah die Schäferordnung des Herzogs Eberhard, 1651 erlassen, daher vor, es sollten die ungueten Hirten an Bartolomäi sowohl die Vormittags- wie die Nachmittagspredigt besuchen „und nicht darzwischen in Wirths- oder anderen Häusern, bey Trincken oder Spielen sitzen“, so aber doch, zahlten sie sieben Schilling.

Viel hat die Buße freilich nicht verschlagen. Bald kam dem Herzog zu Ohren, „es ziehen sich die Schäffer

vor allem Volk bis aufs Hembd aus und die Mägdlein schürzen sich zu ihrem Lauf sehr hoch auf“, hinterher dann saufen sie sich „toll und voll, schreyen, dantzen und springen und schlagen manchmal einander schrecklich, wie dann einer dabei gar todt geblieben“; und diese „viehische Völlerei“ würden sie „zwei bis drei Tag und Nacht ohne Aufhören continuieren“. Bartholomä: das war damals wie Fasching, Vatertag und Fußball-WM, alles in einem.

Heutzutage fällt das Fest nicht unbedingt auf Barthels Vierundzwanzigsten Achten — weil, seit wir in den Jahren der Fünftagewoche leben, zwar Bartholomäus mittendar ein fallen darf, aber das Fest bloß aufs Wochenende bitteschön! Entsprechend freier fühlen sich die Schäfer, geht's ums Interpretieren des Wirtshaus- und Kirchgangsgebots: sie nehmen es weltlich.

Palavernde Kittelkollegen

Zwar hallt, um eine Kritik des alten gemeindlichen Oberamts aufzugreifen, kein „zyklopisches Geschrei“, kein „entsetzliches Geplärre“ mehr durch die Gassen, und auch die unzünftigen Buhnenlieder hören die Bürger viel weniger in ihrem wär-

Belohnung nach dem Stoppelwetz sind die Krone und in der Regel: ein Schaf





Jetzt aber, 's Fescht
werd g'feiret!



megedämmten Fachwerk. Aber selbstredend hat so ein Wanderhirt in Dingen des feinen wie groben Kommunizierens mancherlei Nachholbedarf — und: beim Markgröninger Schäferlauf trifft er die Kittelkollegen zum letztenmal, bevor's wieder losgeht nach diesem Kirchweih- und Erntedankfest, auf die abgeerntete Flur in langer einsamer Herbstwanderung. Da nimmt er seinesgleichen schnell auf die Schippe, Dreckschleudern kann er, gelassen und elegant. Einen wie ihn braucht man auch nicht zu schminken fürs Fernseh: er ist gegerbt zur Genüge. Hie der Hund, da die Herde — umrahmt von schweren Wetterwolken, fügt sich daraus ein Gruppenbild mit Schäfer. Sogar wo sie selbdrift palavern, von ihren Rexen oder Harrasen umschnürt, machen sie grandiose Silhouette. Im Markgröninger Wiesenmatsch jetzt der Beweis: Fotogen wie Rumpelstilze unter Federhut und Kutte, lodenschwarz hineingetuscht in einen lämmchenzungenroten Caspar-David-Friedrich-Himmel, lehnen die guten Hirten beisammen, blitzenden Augs und auf blitzende Stecken gestützt. Obwohl sie einander ziemlich ab-

handenkommen auf ihren Fernwandererrouten — weit hintern Horizont, auf halbe und ganze Jahre hinaus —, schwätzet ond babblet se doch brüderlich vertraut. Da schrumpft das Land wieder. Jeder dutzt jeden.

Durchkreuzte heile Welt

Ein' Schafscheiß, als hätten sie keine Sorgen! Der Wollpreis gefallen um vierzig Prozent, ihr Lebenszweck: flurbereinigt, von Autobahntrassen durchkreuzt, reduziert auf agrarstrukturelle Nutzung von Restgrünlandflächen; kein Nachwuchs, kein Ausbrechen aus dem Sippschafts-Pferch, sie sind gehetzt von den Hechelhunden der Industriezeit. So werden sie matt, sirmelig, krumm, und mit ihnen der gute Hirtengedanke. Der Markgröninger Schau-Lauf: ihr Heile-Welt-Spiel. Käsweiß die Füäßla, dünnhäutig, mit Schlamm-Trauerrändern. „Je höher die Stoppeln, desto weniger stupft's“, wissen Verlierer wie Sieger. Bis zu fünfzehn Zentimeter ließ man die Stupfer stehen im letzten Jahr, das reinste Kitzelgras. Trotzdem, einige sahen wir hinterher humpeln.

Wie aber die Stoppel-Sprints ihrer Töchter und Söhne vorbei sind (vor Jahren hat man mal einen disqualifiziert, einen Kurzstreckler wegen groben sportlichen Unfugs; diesen angenommenen Sohn, ein leichtathletisch hochtrainiertes schwarzes Schaf, hatte ein Vater dreist in die Läuferherde geschummelt) — wie alles vorbei ist, stehen sie da als die Begafften, sowas raubt Laune, stachelt den Stolz und die Abwehr. Sie gafften finster zurück. In Markgröningen werden aus Schäfern Jahrmarktfiguren.

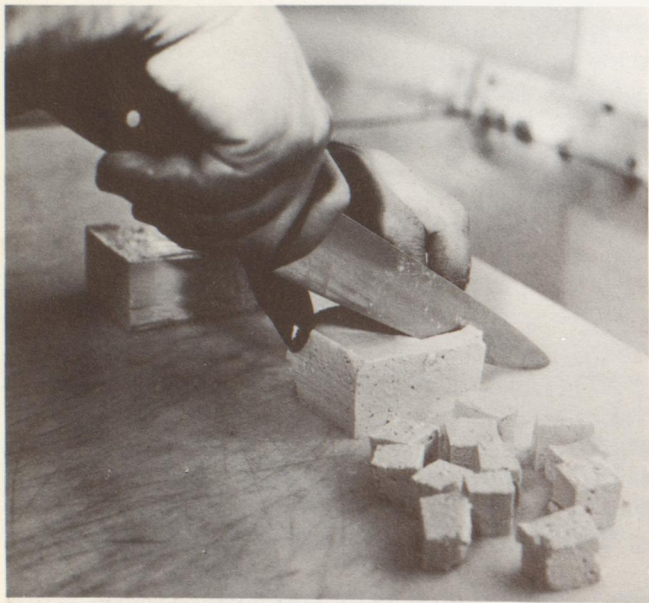
Ihre Lauf-Bahn jedoch, soviel ist abzusehn, wird eines Tages ersticken im Neubaugelände, planiert der Anger, zerzäunt in industrieller Ansiedlung. Tausendfach Autos, und die Schafe finden die Furt nicht durch den gestauten Blechstrom, gerammelt voll sind die Wiesen der fluchenden Bauern an Schäferlauftagen, jeder Feldweg ist zuverlässig blockiert. Einpferchen, Auspferchen, in Engwege treiben — ach, Lällabäbbel, Erdafetz, wer redet von Schafen, wo es um Autos geht?

Markgröningen und sein Schäferlauf — und was draus geworden ist: auch ein Parkplatzproblem.

Die Schafe von Markgröningen: Parken auch ein Problem



Das Zollhaus eine Grenzstation



An der Grenze zwischen Württemberg und Baden — vor den Toren von Schwenningen — liegt das Zollhäusle, ein altes Wirtshaus, das wieder eine Bedeutung als Durchgangsstation zwischen zwei Welten bekommen hat. Der Wirt Hartmut Hauser versucht, seine Gäste an fernöstliche Philosophie und vegetarische Küche zu gewöhnen — mit Erfolg

Dorothea Kallenberg

Hirseküchlein und wacholdergeräucherter Tofu, Vollkorngebäck und Meeresalgen mit Gemüse sind ungewöhnliche und zunächst unerwartete Bestandteile der Speisekarte. Doch um die Schwellenangst zu nehmen und die alteingesessenen Gäste nicht zu verprellen, praktiziert der aus der großen weiten Welt heimgekehrte Zollhauswirt ein Nebeneinander von traditioneller Küche und Vollwertkost.

Hier am Neckar-Ursprung gibt es eine friedliche Koexistenz zwischen Getreidebratlingen und Cordon bleu, zwischen badischer Markklößchensuppe und Bircher-Benner-Müsli. Hartmut Hauser hat sich die Anerkennung seiner Umgebung erworben — mit seiner Hände Arbeit und weil er nicht dogmatisch ist. „Schaffen“ ist immer noch die beste Möglichkeit im schwäbisch-badischen Grenzland, um akzeptiert zu werden. Zu Anfang hatte es der „Grasfresser“ nicht leicht, den Argwohn seiner Umgebung zu überwinden. Denn als er nach Lehr- und Wanderjahren durch viele Erstklass- und Luxusetablisments in sein Elternhaus zurückkam, schlug ihm nicht nur Sympathie entgegen.

Von der Tradition zur Meditation

Der Neubeginn war hart, das „Zollhüsli“ war jahrelang verpachtet gewesen und mußte erst von Grund auf renoviert werden. Heute finden in den beiden Gasträumen und dem Saal 180 Gäste Platz, im Sommer hat man von der Terrasse einen weiten Blick auf die Baar-Landschaft, die von einer Bahnlinie gekreuzt wird. Zehn Angestellte

sorgen für das Wohl der Gäste, der Küchenmeister Andreas Zinser hat ein Herz für Tofu und Käsespätzle, Tempeh und Lammkeule.

In Hausers Philosophie, die eine Einheit von Körper, Geist und Seele anstrebt und die verkopfte, körperfeindliche Einstellung der „Westler“ auflockern will, hat die vegetarische Vollwertkost einen wichtigen Platz. Er hat sich schon früh Gedanken um richtige Ernährung gemacht. Schließlich hatte er schon als Koch in Zürich, Straßburg, Lyon, Brüssel und Rom für das Wohl seiner Gäste zu sorgen. Der Durchbruch kam während eines Aufenthalts in London. Dort hat er das Abitur nachgemacht und studiert, neben Hotelmanagement auch Soziologie und Wissenschaftsphilosophie. Die Freundschaft zu einem mexikanischen Arzt erschloß ihm völlig neue Gebiete. Alternative Medizin und asiatische Philosophie bekamen einen wichtigen Stellenwert in seinem Leben. Er orientierte sich an der Findhorn-Foundation, die im Norden Schottlands das Leben in und mit der Natur praktiziert.

Vegetarische Ernährung, heilendes Fasten, Kontemplation und Meditation haben ihn nicht mehr losgelassen. Und er wollte auch andere an seinen Erkenntnissen teilhaben lassen. Für einen Gastronomiefachmann ist es dann naheliegend, wenn er die Liebe zu neuen Lehren durch den Magen vermittelt.

Nahrung und Lebenskraft

Hartmut Hauser zeigt auf, daß in den letzten 50 Jahren eine völlige Umstellung der Ernährungsgeohnheiten stattgefunden hat. Der durchschnittliche Mitteleuropäer legte immer weniger Wert auf Koh-

hydrate und wandte sich einer eiweißreichen Ernährung zu. Sie enthält zwar die meisten lebenswichtigen Nährstoffe, hat aber durch Verfeinerung und Reduzierung — und oft auch durch chemische Zusätze — ihre Natürlichkeit eingebüßt. Eine solche Kost kann auf Dauer schädlich sein, davon sind nicht nur Vegetarier überzeugt.

Die Chinesen sagen, daß diese denaturierte Nahrung ihr „Chi“ verloren hat. Das Chi, die Lebenskraft, die jedem Lebewesen eigen ist, geht von den Nahrungsbestandteilen nur dann in den Körper über, wenn man das Lebensmittel so unverändert wie möglich aufnimmt.

Vollwert und Ganzheit

Allgemein anerkannte Ernährungswissenschaftler wie Bircher-Benner oder Kollath haben schon vor Jahrzehnten angeregt, die Nahrung so natürlich wie möglich zu belassen. Das Ganze hat einen höheren Wert als die Summe seiner Teile, das volle Getreidekorn verleiht andere Energien als Weißmehl, auch wenn man zusätzlich Kleie in Tablettenform ißt.

Um diese Philosophie an den Gast zu bringen, braucht man einen langen Atem und viel Geduld. Hartmut Hauser hat diese Tugenden von seiner Reise ins Innere mitgebracht. Mit Meditationen und dem chinesischen Tai-Chi-Chuan — mit „Schattenboxen“ nur unzulänglich umschrieben — versucht er, die innere Harmonie herzustellen, die zu dieser Überzeugungsarbeit nötig ist. Den Ursprung des Schattenboxens beschreibt er so: Ein Mönch beobachtete den Kampf zwischen einer Schlange und einem Kranich. Durch Drehen und Einrollen gelang es der Schlange, den Vogel zu ermüden, bis er schließlich von ihr abließ. So hat der Mönch erkannt, welche Bedeutung dem Nachgeben zukommt. Die Grundregel des Tai-Chi-Chuan ist, daß man nachgeben, sich selbst zurückstellen muß, um Kraft zu erlangen.

Kraft gibt auch die idyllische Lage des Zollhauses am Rande der Welt. Neben dem Wirtshaus liegt der Bauernhof, der von Hausers Cousin bewirtschaftet wird. Auf dem zum Zollhaus gehörenden Land sind zwei Feuchtbiopte angelegt worden, Gemüse- und Kräutergarten können bald die Gaststätte mit

dem Nötigsten versorgen. Mitten in diesem Idyll steht auch die „Zunftscheuer“ der „Gockelgilde“. Die Mitglieder dieses örtlichen Fasnetsvereins kommen heute gern ins Zollhäusle.

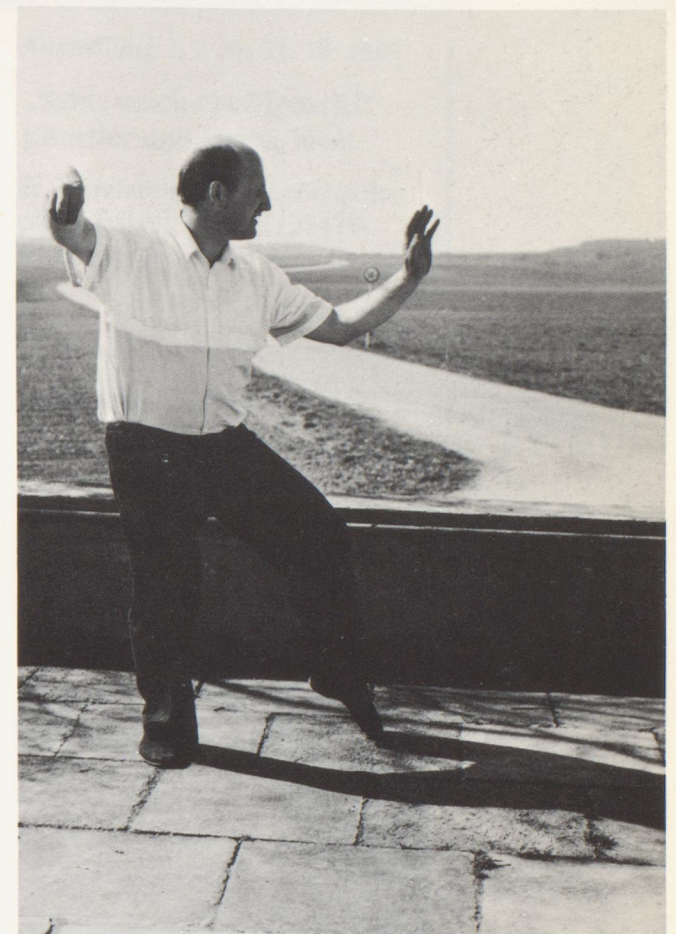
Einladung zur inneren Einkehr

Als Hauser vor fünf Jahren das Gasthaus übernahm, das vor ihm sein Vater und sein Großvater geführt hatten, ist aus der Einkehrstation ein Haus der inneren Einkehr geworden. Ausdruck der Neuorientierung ist die Tofuküche. Im Keller, wo früher die Hausschlachtungen stattfanden, wird heute pflanzliches Eiweiß hergestellt. Dort wird nach traditionellen Methoden aus eingeweichten und gemahlenden Bohnenkernen Tofu gewonnen, ein Sojaquark, der recht vielseitig verwendet werden kann.

Für das „Fleisch des Feldes“, das eine Fülle von Vitaminen und Mineralstoffen und etwa doppelt so viel Kalzium wie Kuhmilch enthält, sprechen viele Gründe. Ethische Gesichtspunkte und handfeste ökologische Überlegungen sind jedoch ausschlaggebend. Allein das Argument, daß zur Erzeugung von tierischem Eiweiß etwa fünfmal mehr Primärkalorien pflanzlicher Herkunft nötig sind, bringt manchen Schnitzmesser zum Nachdenken. Angesichts der Welternährungslage und im Hinblick auf überdüngte, chemisch rein gehaltene Felder hält Hartmut Hauser pflanzliches Eiweiß für eine wichtige Alternative. Kräutertofu und geräucherter Tofu wandert nicht nur auf die Teller der Zollhäusle-Gäste. Beliefert werden auch Reformhäuser und Sanatoriumsküchen, die Kureinrichtungen im nahegelegenen Bad Dürrenheim sind dankbare Abnehmer für Gesundheitskost.

Um das Ganze ideologisch zu untermauern, gibt Hartmut Hauser Kurse an der Volkshochschule und anderen Erwachsenenbildungsstätten. Er weiß, daß mit dem neu erwachten Körperbewußtsein auch die Frage nach der richtigen Ernährung auftaucht. Wer Harmonie zwischen Körper und Seele anstrebt, findet wohl früher oder später den Weg zur Vollwertkost und zur vegetarischen Ernährung.

Schon seine Großmutter, die ebenfalls Zollhauswirtin war, war be-



rühmt für ihr hausgemachtes Brot, für Butter und Milch aus der eigenen Landwirtschaft. So betrachtet ist der jetzige Zollhauswirt ganz der Tradition verpflichtet, denn auch unsere Altvordenen waren der Meinung, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält — es muß nur das richtige Essen sein.

Anschrift:

Cafe-Restaurant Zollhäusle
Zollhäusleweg 5
7730 Villingen-Schwenningen-Zollhaus
Telefon (07721) 21289
Mittwoch Ruhetag

Der vielseitig einsetzbare Sojaquark und das chinesische „Tai-Chi-Chuan“ tragen zur Einheit von Körper, Seele und Geist bei

Exotische Welten Europäische Phantasien



Ausstellung 2. 9. bis 29. 11. 1987

Das exotische Plakat

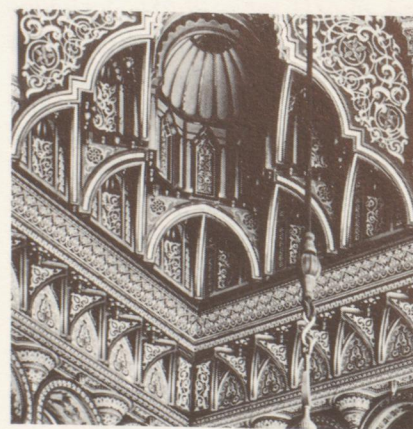
Galerie der Stadt Stuttgart,
Kunstgebäude am Schloßplatz,
Telefon 0711/295566
Di—Fr 10—18 Uhr,
Mi 10—20 Uhr, Sa, So 11—17 Uhr,
montags geschlossen
Katalog mit 96 Seiten, DM 18,—



Ausstellung 2. 9. bis 29. 11. 1987

Exotische Welten — Europäische Phantasien

Württembergischer Kunstverein,
Kunstgebäude am Schloßplatz,
Telefon 0711/295566
Di—Fr 10—18 Uhr,
Mi 10—20 Uhr, Sa, So 11—17 Uhr
Katalog mit 544 Seiten, DM 48,—



Ausstellung 2. 9. bis 4. 10. 1987

Exotische Architekturen im 18. und 19. Jahrhundert

design center stuttgart des Landes-
gewerbeamts Baden-Württemberg,
Kienestraße 18,
Telefon 0711/1232724
Di—So 11—18 Uhr,
montags geschlossen
Katalog mit 192 Seiten, DM 38,—



Ausstellung 2. 9. bis 1. 11. 1987

Mythos Tahiti. Südsee- Träume, Südsee-Realitäten

Linden-Museum, Staatliches
Museum für Völkerkunde,
Hegelplatz 1,
Telefon 0711/20504862
Di—So 10—17 Uhr,
Do 10—20 Uhr,
montags geschlossen
Katalog mit 144 Seiten, DM 24,—



Ausstellung 2. 9. bis 29. 11. 1987

Das exotische Tier in der europäischen Kunst

Zoologisch-botanischer Garten
Wilhelma, Stuttgart Bad Cannstatt,
Neckarstraße, Telefon 0711/54020
täglich geöffnet 8—18 Uhr
Katalog mit 192 Seiten, DM 38,—



Ausstellung 2. 9. bis 11. 10. 1987

Exotische Figuren und Motive im europäischen Theater

Kultur unterm Turm, Eberhard-
straße 61, Telefon 0711/2163249
Di—So 10—17 Uhr,
Fr 13—20 Uhr,
montags geschlossen
Katalog mit 128 Seiten, DM 24,—



Ausstellung 2. 9.— 8. 11. 1987

Zeichnungen und Druck- graphik vom 16. bis 19. Jahr- hundert

Staatgalerie Stuttgart,
Graphische Sammlung,
Konrad-Adenauer-Straße 30—32,
Telefon 0711/2125050
Mi—So 10—17 Uhr, Di, Do
10—20 Uhr, montags geschlossen
Katalog mit 544 Seiten, DM 48,—



Ausstellung 2. 9. bis 28. 11. 1987

Entdeckungs- und Forschungs- reisen im Spiegel alter Bücher

Württembergische Landesbiblio-
thek, Konrad-Adenauer-Straße 8,
Telefon 0711/2125424
2. bis 19. 9. Mo—Fr 9—17 Uhr, Sa,
So geschlossen. 21. 9. bis 28. 11.
Mo—Fr 9—20 Uhr, Sa 9—13 Uhr,
sonntags geschlossen
Katalog mit 192 Seiten, DM 38,—

Ausstellung 2. 9. bis 10. 10. 1987

Exotische Welten im Buch

Stadtbücherei im Wilhelmspalais,
Konrad-Adenauer-Straße 2,
Telefon 0711/2103613
Mo—Fr 10—19 Uhr,
Sa 10—16 Uhr

Ausstellung 2. 9. bis 22. 11. 1987

Airport Art. Das Exotische Souvenir

Forum für Kulturaustausch,
Institut für Auslandsbeziehungen,
Charlottenplatz 17,
Telefon 0711/2225157
Di—Fr 10—18 Uhr,
Sa, So 11—17 Uhr,
montags geschlossen
Katalog mit 128 Seiten, DM 22,—

Ausstellung 2. 9. bis 31. 10. 1987

Exotische Reisen, Träume, Phantasien, Wirklichkeit

Landespavillon Baden-Württem-
berg, Schillerstraße 4,
Telefon 0711/223517
Di—So 11—18 Uhr,
montags geschlossen

Ausstellung 2. 9. bis 31. 10. 1987

„Seht, welch ein Mensch!“ Künstler und Dritte Welt

St. Leonhardskirche, Leonhards-
platz, Telefon 0711/2159430
(Brot für die Welt)

Film- und Seminarprogramm

Exotische Welten im Film

Kommunales Kino, Keplersaal-
Planetarium, Neckarstraße 47,
Telefon 0711/293658

Symposium 16. bis 18. 9. 1987

Exotik im Alltag Unser Bild der Fremde

Evangelische Akademie Bad Boll,
Telefon 07164/79256

Opernaufführungen

Staatstheater Stuttgart,
Oberer Schloßgarten 6,
Telefon 0711/20320
Neuinszenierungen: 24. 9. 1987
Aida (Premiere), 5. 11. Die Entfüh-
rung aus dem Serail (Premiere),
Madame Butterfly im Repertoire

Kammerkonzerte

Altes Schauspielhaus, Kleine
Königstraße, Telefon 0711/225505
Werke von Strawinsky, Debussy,
Persichetti, Hindemith

Vorträge und Seminare

Volkshochschule Stuttgart, Hölder-
linstraße 54, Telefon 0711/227970

Frau Buchholz im Orient

Tourismus in ferne Länder ist bekanntlich keine Erfindung unserer Zeit. Wagemutige Bildungsreisende und profitlustige Geschäftsleute machten sich auch im vergangenen Jahrhundert auf die Reise. Frau Buchholz, eine Else Stratmann des 19. Jahrhunderts, erzählt während einer Ägyptenreise von ihren Erlebnissen und Gedanken, von Problemen, Einstellungen und Situationen, wie sie uns heute seltsam vertraut und doch ganz fremd anmuten; Auszüge aus einer Reisebeschreibung wilhelminischer Zeit.

Julius Stinde (1897)

Wir waren rechtzeitig aus den Matratzen gekrochen, um den Abgang des Schiffes mit sehenden Augen zu erleben, weil eine Trennung von dem Mutterlande Europa zu solchen Seltenheiten gehört, derenwegen man in die Weite kilometert, aber lohnend war dies Unternehmen nicht besonders. Trüben Himmel und feuchtkalten Wind haben wir in der Umgegend von Berlin auch, ohne ihnen zu Gefallen vor die Thür zu gehen, und das frischgewaschene nasse Deck bot eben-

falls keine Erheiterung. Ich wartete zur Entschädigung auf die innere Stimmung, die den Menschen bei solchen Gelegenheiten überwältigt, wobei dem Reisenden zu Papier bringbare Gedanken einfallen, allein als der Anker hochgenommen wurde, die Dampfpeife heulte und die Schraube im Wasser paddelte, stellte sich nur die Auffassung ein: jetzt gondeln wir los.

Allmählig erschienen behutsam in dicke Ueberzieher und Plaids gehüllte Passagiere und begannen einen sowohl erwärmenden wie Appetit befördernden Spaziergang. Wir schlossen uns an und rannten ebenfalls auf und ab, vom Steuer bis zur Spitze des Schiffes und wieder retour, wobei wir verschiedene Entdeckungen machten. Zunächst fiel mir die große Küche auf, in der ein Koch und zwei Gehülfen behende an der Arbeit waren, Braten zu spicken, Gemüse zu putzen, Teig anzurühren und so weiter. Der Eindruck war ein reinlicher. Ferner war ein Zelt auf dem Vorderdeck mit geheimnißvoll verhängtem Eingange, das meine Wißbegierde reizte, denn je mehr der Mensch in der Natur sieht, um so bedeutender werden seine Kenntnisse. Aus Büchern lernt man immer nur die Hälfte.

Wie ich nun die Leinwand nachsehenshalber lüpfen will, sticht plötzlich ein ausländisches Menschenkind sein kaffeefarbenes Angesicht durch und funkelt mich mit pechschwarzen Augen und Zähnegeflitsch an, worauf es wieder zurückzoppt. Ich nicht schlecht erschrocken — „Karl,“ warnte ich, „geh nicht zu dicht heran, in diesem Wigwam sind Wilde. Und kein Schutzmann dabei!“

Bei dem Auf- und Abwandern hatte mein Karl gezählt, daß das Schiff 192 Schritte lang war. Ein ziemliches Ende. Auch die Wilden

waren aus ihrem Zelt in den warmen Sonnenschein gekrochen und saßen rauchend und mit innerem Gedankengange beschäftigt auf Tauwerk herum, oder wo sie sonst Platz fanden. Wir besahen sie uns näher. Der Kopf von Frühmorgens schien der intelligenteste, nur mit dem großen, ehemals weiß gewesenen Turban konnte ich mich nicht befreunden, der schrie förmlich nach Seife.

Der braune Mann lächelte wiederum freundlich, ging in das Zelt und holte einen Fummel von Mousselinshawl, aus dem er verschiedene Papiere hervorwickelte, die er uns zutraulich zum Durchlesen darbot. Es waren, so viel mein Karl erkannte, englische Zeugnisse und Urkunden, aus denen hervorging, daß der Braune von Geburt ein Inder sei, der auf englischen Universitäten studiert und sein medizinisches Examen abgelegt hatte. Er hieß Dr. Buxe und war richtiger, geprüfter Augenarzt, der in seine Heimath zurückkehrte, also ganz ähnlich wie mein Schwiegersohn, nur daß der weiß in den Gesichtszügen ist, und keine schmutzige Turbane trägt.

„Das fängt hübsch an,“ sagte ich zu meinem Karl. „Was man für kannibalische Wilde hält, sind hinterher studierte Augenärzte. Ich fürchte, es kommt Manches entgegengesetzt, wie man sich im Voraus ausmalte. Trotzdem wollen wir es wie die Engländer machen, uns in die Sonne setzen und in den Reisehandbüchern fleißig sein. Karl, wenn wir den Bädeler nicht hätten und unsere angeborene Schläue, wo wir wohl blieben?“

Ich nahm mir nun vor, der Behaltlichkeit wegen, die Menschheit zoologisch einzutheilen, und zwar in Weiße, wozu wir gehören, und in Wilde, worin Alle begriffen werden, die von der üblichen gesellschaftlichen Couleur abweichen. Je schwärzer, je wilder.

Solche, die man verbrauchen muß, wie sie einmal nicht anders sind, das sind Muffis, und solche, die Aergerniß verbreiten, das sind Gnuffs, sowohl Weiße wie Wilde. So kann Großmama später den Enkeln ihre Reiseerlebnisse verständlich machen, ohne die zarte Fassungskraft der Kleinen mit neunundneunzigerlei Völkernamen zu überbürden. Auch darf man der Universität nicht vorgreifen.

Baden-Württemberg 2/87



Ausstellung: Im Zeitalter Napoleons
Schönheit aus der Grube Clara
Rettet die Streuobstwiesen!

Die Zeitschrift für das Leben im Südwesten!

Baden-Württemberg 2/87



Ausstellung: Im Zeitalter Napoleons
Schönheit aus der Grube Clara
Rettet die Streuobstwiesen!

Die Zeitschrift für das Leben im Südwesten!



SKYLINE

Landesmuseum •
Landestheater • Bundes-
alt für Wasserbau • Deutsche
desbahn • Evangelische Landes-
ie Baden • Fraunhofer Institut •
dwerkskammer • Privatbrauerei
pfner • Industrie- und Handels-
mer • Industrie-Werke Karlsruhe
sburg • Karlsruher Lebensver-
erung • Landessammlung für
urkunde • Landesversicherungsan-
Baden • L'Oréal GmbH • Heinrich
k Nachf. • Oberfinanzdirektion •
er GmbH • Ragolds GmbH & Co •
er Verlag • G. Schneider & Söhne
h & Co KG • Dr. Willmar
wabe • Siemens AG • W. Spitzner
eimittelfabrik GmbH • Stadt Karls-
• Südwestdeutsche Genossen-
aftscentralbank • Universität Karls-
• Verkehrsverein • Verlag
icherungswirtschaft e. V. •
y Pharma Kosmetik GmbH •
atbrauerei Wolf GmbH •



Postfach 1709
(07 21) 165-0

27 28 #

Notorischer Bil-
dungsreisender auf
Musenkaamel

